21
3. Maiheft 1964

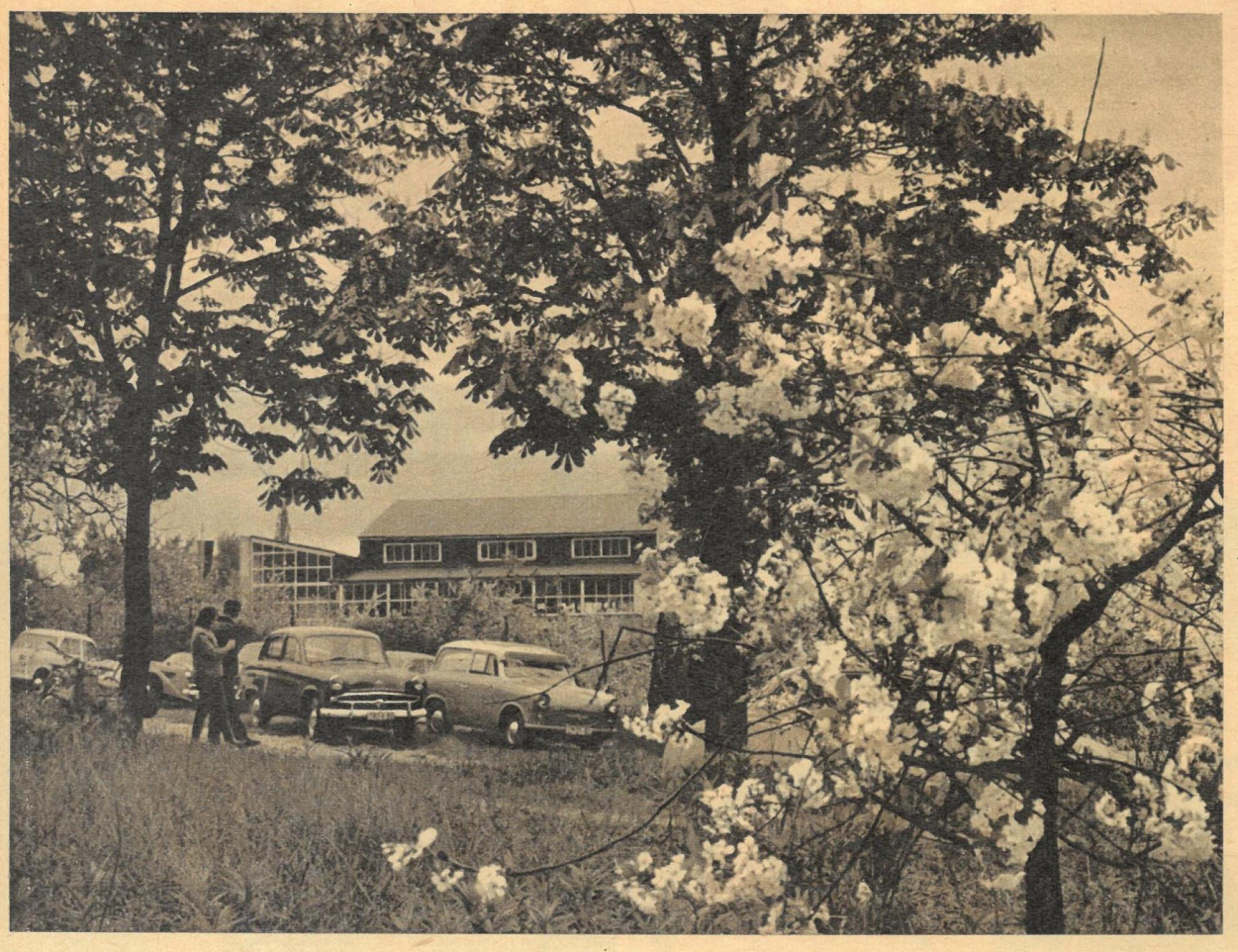
ZB
ZEIT IM BILD

Eine gewagte und vermessene Untersuchung

WIEGEN WAAGEN VARIABEL?

Zeichnung: T. Immisch

Brief aus Berlin
Von unserem Korrespondenten
Kurt Wafner



Unter Blüten und hängenden Gurken

Wenn in Werder die Bäume blüh'n, wird's auch für den Berliner erst richtig Frühling. Er steigt mit Kind und Kegel in den „Sputnik", und los geht's zu der kleinen Havelstadt. Unsere Großeltern zuckelten noch mit dem girlandengeschmückten Kremser dorthin. Das war dann so eine richtige Landpartie, wie sie uns Adolf Glaßbrenner trefflich ausgemalt hat. 1879 setzte man aber von Berlin aus die ersten Sonderzüge ein, und von nun an stieg der Besucherstrom von Jahr zu Jahr. Damit erhöhte sich auch der Obstweinkonsum, denn manchem Berliner lag mehr am Werderschen Wein als an der Blütenpracht, und so schwofte er, mehr feucht als fröhlich, in einem der zahlreichen Lokale oder Gärten der kleinen Obstbauern und wurde gern einmal seiner Molle untreu.

Werder ist auch heute Berlins beliebtes Auflugsziel; bis zu 15 000 Besucher werden an sonnenreichen Tagen gezählt. Allerdings bringt man jetzt – wie ich dem Veranstaltungsplan des Rates der Stadt entnehmen konnte – durch kulturelle Darbietungen mehr Niveau in das Blütenfest. Aber Bacchus zollt man noch immer gern den ihm gebührenden Tribut. Die Gastronomie war bereits vor Wochen bestens vorbereitet. Das herrlich gelegene Lokal Friedrichshöhe hatte Tische und Stühle mit neuem Glanz versehen und 4000 Flaschen Obstwein gelagert.

Wie dem auch sei – Werder und sein Wein, das ist eins. Die Werderaner bauten zur Zeit der Zisterzienser Reben an und kelterten echten Traubenwein. Aber die Mönche mochten dann den märkischen Landwein nicht mehr, der ihnen „durch den Hals ging wie eine Säge". Sie bevorzugten welsche Importe. Schließlich kam man dahinter, daß das Havellandklima auch für Obstkulturen wie geschaffen war und füllte die Fässer nun auf andere Weise. Der süffige süße Erdbeerwein, den ich im Keller der Kelterei VEB Havelland kostete, ging mir jedenfalls sehr gut durch den Hals. Kein Wunder – er wird vom Küfermeister täglich gepflegt wie ein Kind. Hier stehen immerhin siebzig Fässer – die größten fassen 5000 Liter! Das eigenartige Glucksen des gärenden Mostes hört sich recht gespenstisch an. Sehr real sind dagegen die Planzahlen: 300 Tonnen Jahresproduktion. Wenn man bedenkt, daß es noch eine zweite große Kelterei am Ort gibt, so reicht das gewiß aus, um die Berliner nicht nur zur Baumblüte, sondern auch daheim mit diesem belebenden Getränk zu versorgen.

Wichtiger ist ihnen jedoch die Versorgung mit Obst und Gemüse. Seit 1697 wandern die Werderschen Produkte auf den Berliner Markt. Damals wurden sie noch mit Segel- oder Ruderschuten in die Stadt an der Spree befördert. Heute besorgen das Eisenbahn und LKWs wesentlich schneller, und die Berliner Hausfrau bekommt den Blumenkohl und die schon anno dazumal beliebten Werderschen Kirschen frisch auf den Küchentisch.

Die kleine Inselstadt gehört jetzt zu unseren größten Obst- und Frühgemüseproduzenten. Betrug die Obstanbaufläche 1853 noch 273,5 Hektar, so umfaßt sie jetzt bereits 1200 Hektar! Davon wird nur etwa ein Viertel privat bewirtschaftet, doch nicht wie einst von kleinen Obstbauern, sondern von Arbeitern und Angestellten der umliegenden Industrie, von Rentnern und Angehörigen der Intelligenz. Die Zeit der unrationellen, oft weit verstreuten Zwergbesitzungen ist auch für Werder vorbei. Großflächenwirtschaft plus moderne Technik heißt die Losung. Gegenwärtig gibt es sieben genossenschaftliche Gartenbaubetriebe. Und wie steht es mit der Technik? „Das Obst müssen wir natürlich noch mit der Hand ernten", meint Stadtsekretär Kuplin, „aber Erdbeeren zum Beispiel werden maschinell gepflanzt, und das Spritzen der Bäume besorgen die Flugzeuge." Schädlingsbekämpfung aus der Luft – wahrhaftig, auch an der Havel lebt man nicht hinter dem Mond.

Aber in Werder blühen nicht nur die Bäume. In den riesigen Treibhäusern der GPG „Pionier" sah ich blühende

Zur Baumblütenzeit in Werder von außen und innen: Gaststätte „Rauenstein" (links) – im Gurkendschungel der GPG „Pionier" (unten).

Gurkenranken. Allerdings ist es weniger beschwerlich, die Blütenpracht im Freien zu bewundern, denn in den Gurkenhäusern fühlt man sich wie in einer Sauna. Obendrein baumeln einem die Früchte, die von den übermannshohen Stauden wie riesige Tannenzapfen herabhängen, dauernd vor der Nase herum. Die jungen Gärtnerinnen, die gerade die Ranken verschnitten, schienen die Tropenhitze besser zu ertragen. Sie konnten jedenfalls herzhaft lachen, als sie mich so schweißüberströmt dastehen sahen. Wesentlich erträglicher war es im Cyclamen-Gewächshaus. Ja, Werder versorgt den Markt auch mit Blumen. Maiblumenkeime sind zum Beispiel ein wichtiger Exportartikel hauptsächlich – nach Holland.

In Werder blüh'n wieder die Bäume. Ich stehe auf der Friedrichshöhe und schaue über das Blütenmeer hinweg auf das blaßblaue Band der Havel. „So schön hat das früher auch ausgesehen", würde Großvater sagen. Gewiß, aber es ist noch viel Schönes hinzugekommen in der Baumblütenstadt Werder.

Fotos: Zentralbild, Wafner, Steffen

Shakespeare nach Noten

Der Meister des Wortes William Shakespeare gab den Tonschöpfern vielfach Gelegenheit, seine Werke auch ins Musiktheater zu bringen. In Halle sahen wir „Der Widerspenstigen Zähmung", Musik von Hermann Goetz. Hier: Philine Fischer als widerspenstige Katharina und Kurt Hübenthals als ihr „Bändiger" Petruccio.

Freundschaft hat tiefe Wurzeln

Dem algerischen Ministerpräsidenten und FLN-Generalsekretär Ben Bella wurde während seines Staatsbesuchs in der Sowjetunion eine hohe Ehrung zuteil. Für seine Verdienste um die Festigung des Friedens und der Freundschaft zwischen der UdSSR und der Demokratischen Volksrepublik Algerien wurde ihm der internationale Lenin-Friedenspreis und der Titel „Held der Sowjetunion" verliehen.

Reichsbahndirektion Cottbus gewann begehrte Trophäe

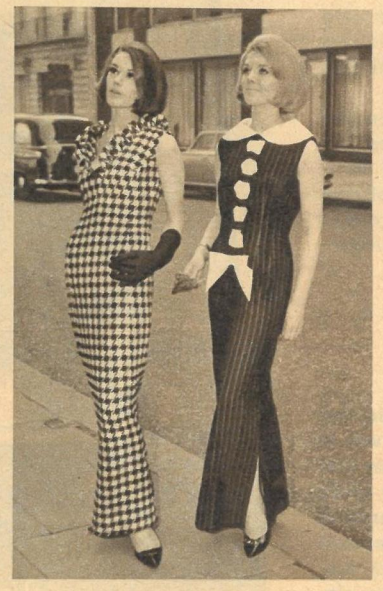
Um schnelle Be- und Entladung, rasche Weiterleitung der Frachten, Pünktlichkeit, Betriebssicherheit und Erfüllung des Planes neue Technik ging es auch im ersten Quartal innerhalb des Wettbewerbes der acht Reichsbahndirektionen unserer Republik. Das begehrte „Grüne Signal" ging diesmal nach Cottbus. Präsident Gebhardt erhielt es.

Giftgaslager vor den Toren Wiens

Jetzt erst, 19 Jahre nach Kriegsende, wurden in der Nähe Wiens mehr als 32 000 Senfgas-Granaten entdeckt, die vor dem Zusammenbruch des Nazireiches in hektischer Eile verscharrt worden waren. Das gefährliche Lager befand sich in einem Gebiet, das für die Wasserversorgung der österreichischen Metropole wichtig ist. Der Inhalt der aufgespürten Senfgas-Granaten hätte genügt, um die Hälfte der Einwohner Wiens zu vergiften.

Ihre Spezialität: Gotische Altäre

Entgegen der Behauptung westlicher Hetzblätter wendet die ČSSR-Regierung erhebliche Mittel zur Erhaltung alter Kulturdenkmale auf. Dazu zählen auch die 250 gotischen Altäre. Zahlreiche von ihnen (350 gibt es auf der Welt) restaurierten die Brüder Kotrba in Brünn.



(Letzter) Schrei aus London

Zwar ist England als Land des Nebels und Regens berüchtigt, aber offensichtlich hatten die Ateliers in diesem Frühjahr eine vorsommerliche Hitzewelle, die die Modeschöpfer aus der falschen Kiste zu schöpfen veranlaßte. Nämlich aus jener, in der nach Meinung der restlichen Welt solche „aparten Neuheiten" seit fünfundvierzig Jahren begraben sind. Derartige Auferstehungen waren uns eigentlich nicht prophezeit worden.

Fotos: Zentralbild / Löwe / S&G / TASS; Beyer; Pragopress; Archiv

Eine gewagte und vermessene Untersuchung

WIEGEN WAAGEN VARIABEL?

Unkenntnis oder Schlamperei? Obwohl das Personal der HO-Gemüseverkaufsstelle in Dresden, Borsbergstraße, schon wiederholt belehrt wurde, scheint man es dort „nicht so genau zu nehmen". Auch diesmal waren von vier Waagen drei falsch aufgestellt; zeigten zwei zum Schaden des Kunden, eine zum Schaden der HO an. Drei Waagen standen ungeeicht herum.

Sie kennen gewiß die Geschichte von dem Mann, der in eine entlegene Gemeinde kam, in der alle Uhren falsch gingen. Obwohl er Stock und Bein schwor, daß seine Uhr richtig ging, trieb man ihn mit Spott aus dem Dorfe, weil er nicht beweisen konnte, daß e r Normalzeit hatte und alle anderen irrten. Wer sollte entscheiden, wer Recht hat? Noch unangenehmer und folgenschwerer wäre ein solcher Streit im internationalen Handel.

Welches Land hat das richtige Maß? Die Antwort ist eindeutig: Frankreich, Paris, wo seit Gründung der Internationalen Meterkonvention im Jahre 1875 die Ur-Etalons der Länge, der Masse usw. aufbewahrt werden.

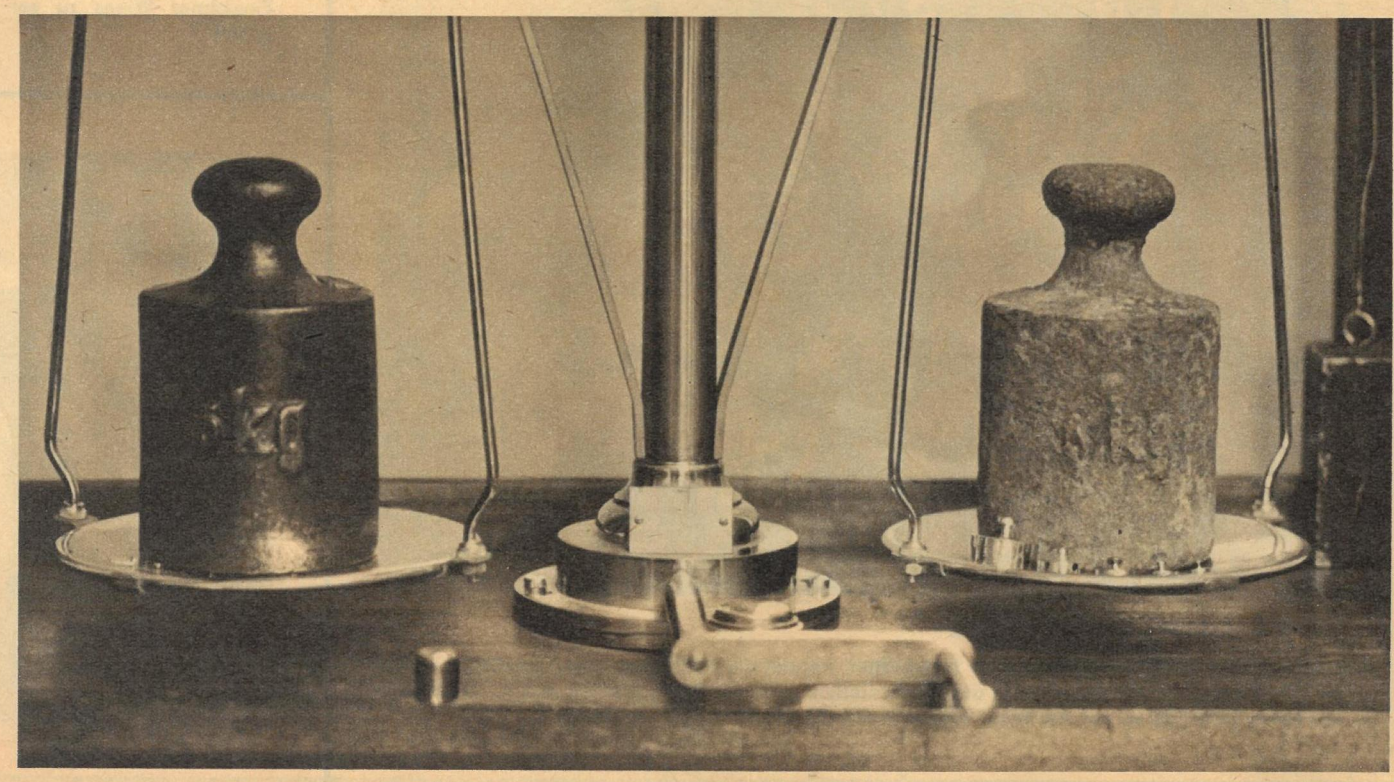
A tous les temps, à tous les peuples „Für alle Zeiten, für alle Völker" ist der Wahlspruch der internationalen Organisation, der auch das Deutsche Amt für Meßwesen und Warenprüfung angehört. Und in der Tat ist das Maßsystem eine der wenigen Einrichtungen der Menschheit, die sich durch Frieden und Kriege über Jahrzehnte hinweg einheitlich erhalten hat.

Wie aber kommt „das richtige Maß" bis zu uns, den Verbrauchern? Abgeleitet von den Nationalen Etalons werden den Produktionsbetrieben sogenannte Normale zur Verfügung gestellt, mit denen sie die vielen Meßgeräte, die bei der Fertigung und Kontrolle verwandt werden, „eichen und nacheichen". Daß dies auch richtig geschieht, darüber wachen die Gruppen für Meßwesenkontrolle der Bezirkseichämter in periodischen Abständen.

Anders mit den Zehntausenden, ja Hunderttausenden von Waagen, Meßgefäßen, Thermometern usw., die im Groß- und Einzelhandel, in den Einrichtungen des Gesundheitswesens, im Verkehrswesen usw. in Gebrauch sind. Sie müssen, bevor sie verwendet werden dürfen, von den Eichämtern geeicht und in periodischen Abständen nachgeeicht werden. Das ist kein bürokratischer Luxus, wie schon einige Zahlen des Vorjahres aus dem Bezirkseichamt Dresden beweisen:

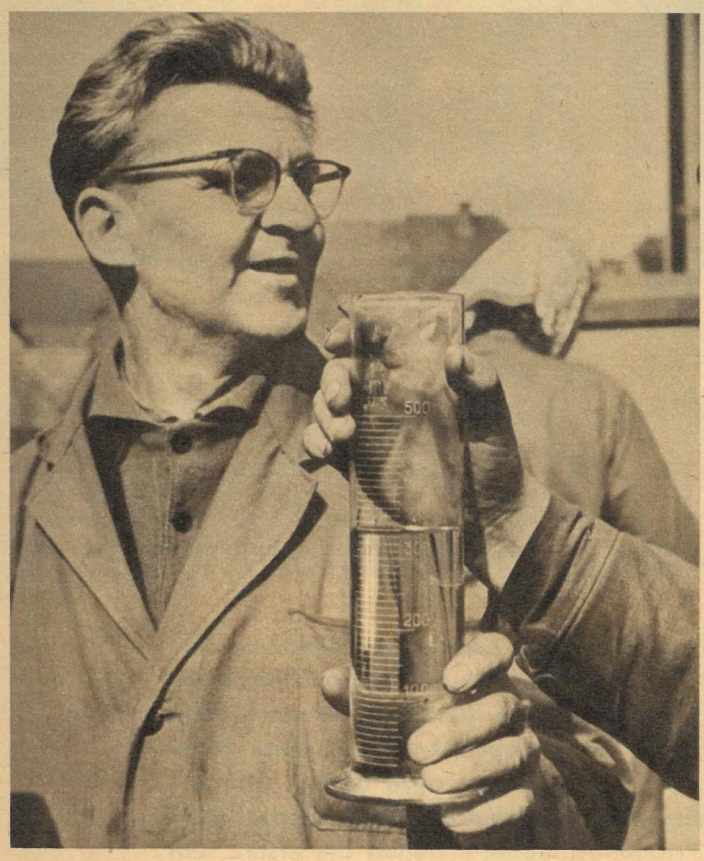
Von 15 277 Neigungswaagen bis 20 kg waren 1585, und von 11 283 Dezimalwaagen waren 1012 zu beanstanden; 15 615 Wägestücke (im Volksmund „Gewichte" genannt) wurden für zu leicht bzw. zu schwer befunden, und von 37 Längenmaßstäben hatten 15 nicht das richtige Maß. Von 197 zur Nacheichung vorgelegten Taxametern, der Fachmann spricht von „Wegstreckenzählern", mußten 25 als defekt zurückgewiesen werden und 14 Prozent aller „Meßzeuge für Flüssigkeiten" (Milchkaskaden, Tankstellen u. ä.) waren zu beanstanden. Eine Überschlagrechnung ergibt, daß wir in weniger als 10 Jahren kein richtiges Maß mehr hätten, gäbe es keine Eichämter.

Doch werden auch alle eichpflichtigen Geräte richtig aufgestellt, gepflegt und bedient? Darüber wachen „fliegende Kontrollen" der Eichämter in unregelmäßigen Abständen. ZB begleitete eine dieser Gruppen auf der Route Dresden–Alten-



Bei der VdgB Dippoldiswalde wurde fast „über den Daumen gepeilt". Nichts war in Ordnung. Von vier Waagen standen drei im Plus; ein Wägestück (rechts) war völlig verrostet; zwei Kohlenkipper total verrottet und unrichtig; eine Fuhrwerkswaage nicht rechtzeitig nachgeeicht. Daß es auch hier anders geht, zeigt die BHG Lauenstein, wo es keine Beanstandung gab.

Mit mehr oder weniger gemischten Gefühlen sieht jeder Kraftfahrer die Zahlen der Tankstellenuhren laufen. Rund zwei Sekunden, und eine Mark ist weg. Zehn, zwanzig oder mehr Liter sind im Handumdrehen getankt und bezahlt. Ob es aber auch stimmt, was die Uhr anzeigt? Für den Kunden stimmte es auf jeden Fall in Dippoldiswalde. Bei langsamem Durchlauf gab es hier auf fünf Liter Benzin fast einen halben Liter, bei schnellem Durchlauf 100 ccm gratis. Wohl dem, der hier hundert Liter tanken konnte, doch das Eichamt ist unparteiisch, es will das richtige Maß. Das Gegenbeispiel war Glashütte. Noch ehe hier ein Tropfen Benzin floß, sprang die Ziffernrolle beim Drücken der „Pistole" auf 45 ccm. Minus 30 ccm bei vier Litern, und minus 300 ccm bei 50 Litern, ergab die Nacheichung. Das Ein-Liter-Olmaß war auf 0,8 Liter „frisiert" und der Luftdruckmesser defekt. Obwohl Reifendruckmesser nicht der Eichpflicht unterliegen, ist es für den Kraftfahrer doch beruhigend zu wissen, daß die Mehrzahl der Stichproben ein recht gutes Bild ergaben. Vorbildlich war die Tankstelle Altenberg. Hier stimmte alles auf das Tröpfchen, und die Differenz am Reifendruckprüfer war: Plus minus Null!



berg–Dippoldiswalde. Von 21 kontrollierten Eichpflichtigen waren sieben ohne jede Beanstandung: Das Café „Prag" und das Haus „Altmarkt" in Dresden; die kleine Kommissionsgaststätte „Bärenhecke" und die BHG in Lauenstein; das Betriebsambulatorium des VEB Uhrenfabrik Glashütte; die Tankstelle in Altenberg und die Apotheke in Dippoldiswalde. Die meisten Beanstandungen bezogen sich auf Waagen: Schlecht nivellierte Waagen, Plus- und Minusdifferenzen. Das bestätigte die allgemeine Erfahrung der Eichexperten, daß weniger betrügerische Absichten als Fahrlässigkeit und Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen die häufigste Ursache der Verstöße sind.

Die meisten Unklarheiten bestanden darin, daß viele Geschäftsleute glaubten, daß Waagen, Wägestücke und andere Maße, die nicht oder nicht mehr in Gebrauch sind, nicht nachgeeicht werden müssen. Das Gesetz besagt jedoch eindeutig, daß sämtliche Meßgeräte, die in den Gewerberäumen nebst Schuppen, Kellern usw. vorhanden sind, der Nacheichpflicht unterliegen, ganz gleich ob sie momentan verwendet werden oder nicht. Es lohnt sich offenbar, für jeden Verkaufsstellenleiter, ab und an einen Blick in die Verordnung über das Meßwesen vom 18. Mai 1961 zu werfen und auch das Verkaufspersonal damit vertraut zu machen.

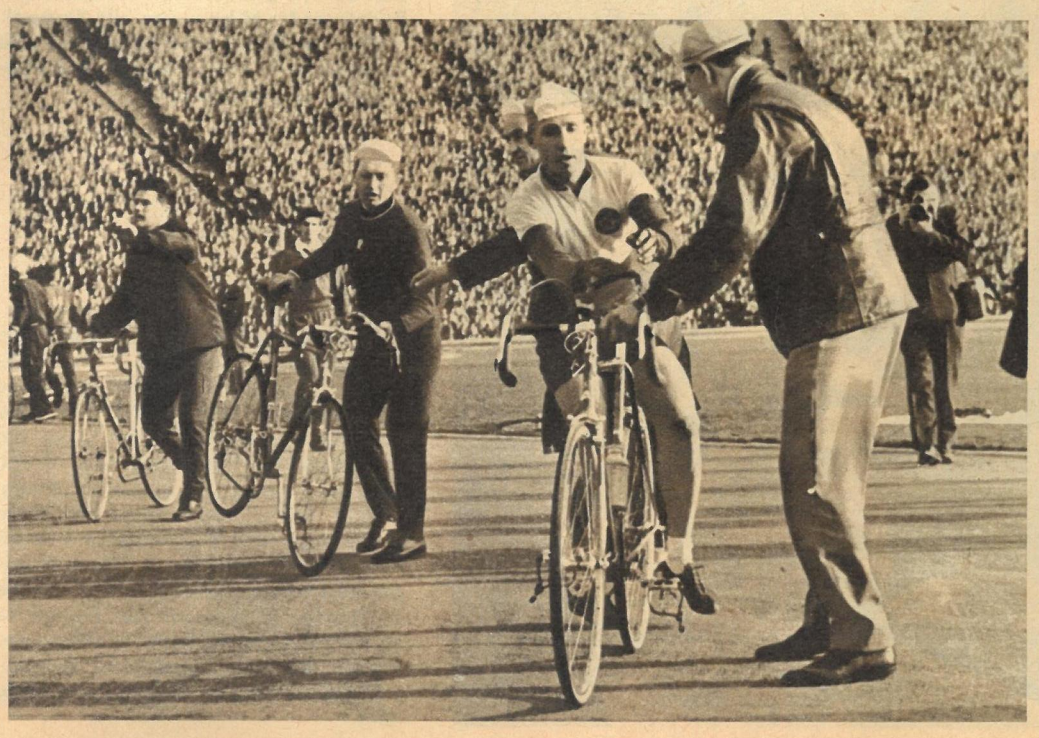
Natürlich können die wenigen Eichtechniker in jedem Bezirk nicht täglich überall sein, und nicht jeder Bürger ist ein ausgebildeter Eichingenieur. Doch sollten wir in unserem eigenen Interesse das Eichwesen ein bißchen unterstützen, indem wir öfters einmal einen Blick auf die Nullstellung des Waagenzeigers werfen, Bierstand und Füllstrich abschätzen – und uns nicht scheuen, die Schuldigen darauf aufmerksam zu machen oder bei wiederholtem Verstoß gar dem Eichamt einen Hinweis zu geben. Es geht um unser eigenes Portemonnaie!

Text: Eckelt / Fotos: Buschmann

Auch die Mitarbeiter des DAMW haben ihre „alten Kunden". So zeigte die Auswertung früherer Eichprotokolle, daß es ratsam ist, ein besonderes Augenmerk auf die Molkerei Schmiedeberg zu richten. Und richtig, auch diesmal wieder: Die Butterwaage zeigte fünf Gramm zugunsten der Molkerei an und war mit drei Etiketts „Tafelbutter" austariert. Am Prüfzähler für Milch waren alle Stempelstellen unleserlich beschädigt. Hier fällt es schon sehr schwer, Absicht und Mißgeschick zu unterscheiden.

Für Verkaufsstellenleiter Rolf Kühn („Der Modellbauer", Dresden A 1, Wallstraße 5) mag die gebührenpflichtige Verwarnung in Höhe von 10 DM eine harte Lehre sein, aber eine Kerbe am Ladentisch zum Abmessen von Draht, Litze oder Schnur ist absolut unzulässig. Traurig, daß er weder das wußte, noch, daß Waagen und Wägestücke periodisch überprüft werden müssen. Noch trauriger ist allerdings seine Reaktion auf die Belehrung. „Erstens sei das überall so üblich und zweitens habe er keinen geeichten Maßstab", obwohl er Gliedermaßstäbe in seinem Geschäft als Ware führt.

VOR DEM FINALE

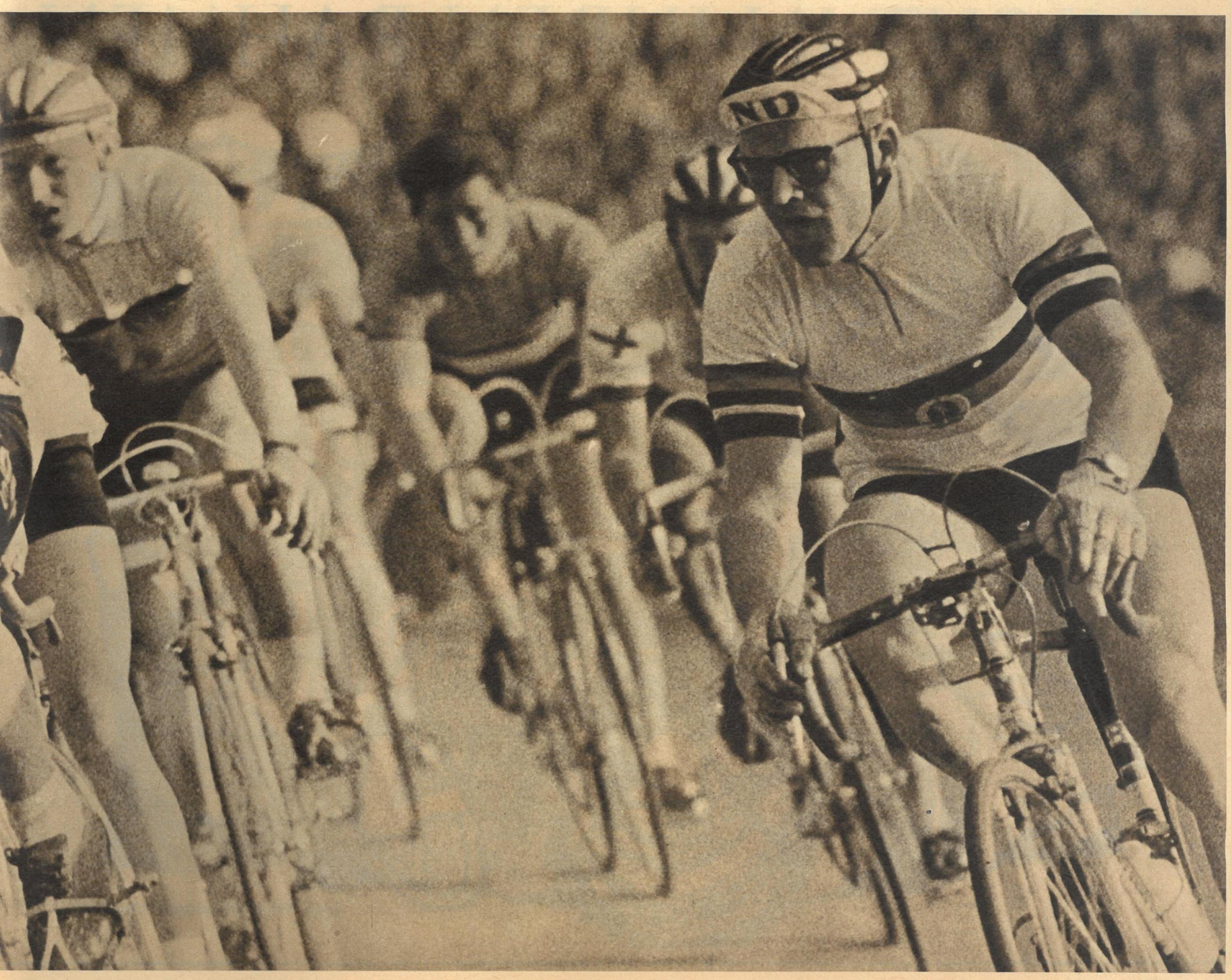


Gleich am ersten Tag suchte die Defekthexe ihre Opfer. Doch bei der internationalen Hilfsbereitschaft, die unter den einzelnen Mannschaften herrscht und die zum obersten Gesetz dieser Fahrt wurde, konnte sie keinen allzu großen Schaden anrichten. Der sowjetische Mannschaftskapitän Viktor Kapitonow mußte als einer der ersten sein Rad wechseln (Bild oben). Wie aber schon bei Klaus Ampler, so war der englische Mechaniker sofort zur Stelle, um eine seiner Maschinen zur Verfügung zu stellen (Bild Mitte). Dadurch konnte das Feld nicht zu weit enteilen, und der Anschluß war bald wieder hergestellt. Schwerer hatte es schon Aleksander Dochljakow. Der sowjetische Sportler fand auf seiner Verfolgungsjagd nicht so starke Gefährten, um schon nach wenigen Kilometern das Feld wieder zu erreichen. Das war am ersten Tag. Auch auf den folgenden Etappen mußten die Aktiven nicht nur gegen ihre Rivalen kämpfen. Doch überall auf der Strecke gab es hilfsbereite Hände.

Fotos: M. Dressel

Ein seltenes Jubiläum feiert in diesem Jahr der Kapitän unserer Mannschaft, Gustav Adolf Schur. Zum zwölften Mal rollt er nun schon über die Straßen zwischen Warschau, Berlin und Prag. Wieder ist er der große Regisseur und das große Vorbild für unsere Jungen. Als auf der ersten Etappe Klaus Ampler das Rad wechseln mußte und verzweifelt versuchte, den Anschluß wieder herzustellen, ließ sich Täve zurückfallen und schleppte seinen Mannschaftskameraden auf zwei Kilometer wieder an das Feld heran. Ein Beispiel von vielen. Immer wieder bewies der zweimalige Friedensfahrtsieger, wie wertvoll er für unsere Mannschaft ist (Bild rechts).

Die Aktiven haben die Bühne des Radsports betreten. Zum ersten großen Kräftemessen der olympischen Saison versammelten sich fünfzehn Mannschaften mit 90 Fahrern aus 18 Ländern zum Start der XVII. Friedensfahrt in Warschau. Es war eine glänzende Premiere. Auch der beste Regisseur hätte die Höhepunkte und Überraschungen nicht besser gestalten können, wie sie im Verlauf der bisherigen Fahrt auftraten. Nun warten wir alle auf das bevorstehende Finale. In unserer Mannschaft machten die Neulinge auf sich aufmerksam. Dieter Mickein, der 20jährige Schlosser aus Sagar, ist zum ersten Mal dabei und feierte am ersten Tag seinen ersten Sieg. (Auf dem Bild rechts gratuliert ihm Juhasz zu seinem Erfolg.) Elf Jahre vor seinem bisher größten Triumph machte Dieter Mickein Bekanntschaft mit dem Radsport. Von seinem Heimatort aus fuhr er damals mit dem Tourenrad an die Friedensfahrtstrecke von Berlin nach Görlitz und war Zeuge, als Bernhard Trefflich bei Kälte, Hagelschauer und Wind den ersten Etappensieg für unsere Republik erkämpfte. Dieses Erlebnis war für Dieter der Anstoß, sich dem Radsport zu verschreiben. Auf den Tag genau elf Jahre später stand er selber auf der höchsten Stufe des Siegerpodestes.

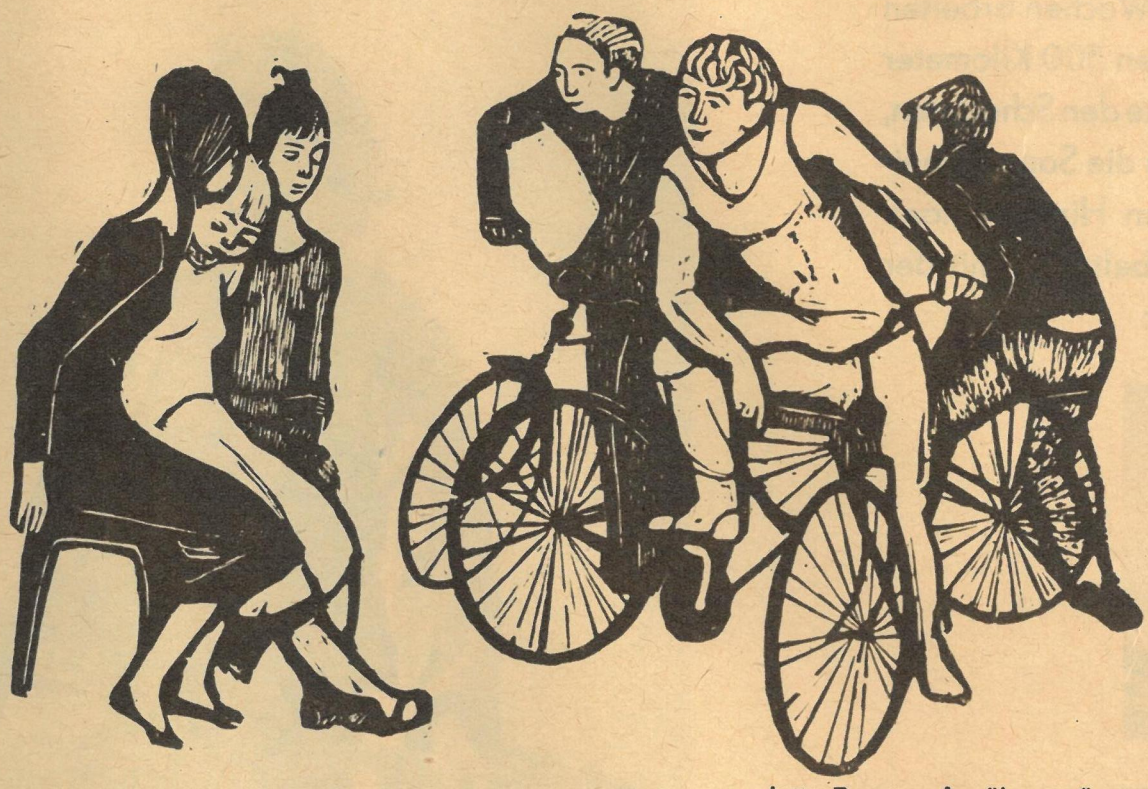


Sie waren alle in die Ausstellung gekommen: Das Nordwestdeutsche Fernsehen mit zwei Kamerateams, die Wochenschau, die Zeitungsleute von der „Welt", vom „Stern", vom „Hamburger Abendblatt". Sie alle versprachen sich den sichtbaren Beweis für ihre Theorie vom sozialistischen Realismus erbringen zu können. Es kam aber anders, denn die Kunstblätter aus Dresden,

Dies ist der nüchterne Fakt: Im Oberalster-Gymnasium in Hamburg wurde vor kurzem eine Ausstellung mit 70 Druckgrafiken von 22 jungen Dresdner Künstlern eröffnet. Gerhard Bondzin, Vorsitzender des Künstlerverbandes in Dresden, und der Grafiker Gerhard Kettner waren mit den 70 Kunstblättern nach Hamburg gereist, um bei der Vorbereitung und Eröffnung der Ausstellung dabeizusein. – Nun gibt es selbst in der Freien Hansestadt Hamburg nicht so viel Freiheit, daß diese Ausstellung von vornherein als offizielle Dresdner Schau behandelt wurde. Ihr haftete der „Makel" Sozialistischer Realismus an, ein unbequemer Begriff, der einigen Hamburger Journalisten kurz vor unserer zweiten Bitterfelder Konferenz allerdings wie gerufen kam. Weltanschauliche Enge, thematische Einseitigkeit, handwerkliche Einfallslosigkeit und mangelnde künstlerische Potenz – das sollten die Attribute für die Dresdner Kunstblätter werden. Aber genau das Gegenteil zeigte die Ausstellung. Und da die Propagandisten der Freiheit ihr Publikum nicht so unverschämt belügen konnten (weil für jedermann anschaubar), logen sie nicht, sondern hüllten sich in vornehmes Schweigen oder meinten (im „Hamburger Abendblatt" zum Beispiel), das sei natürlich kein sozialistischer Realismus. (Weil nicht sein kann, was nicht sein darf.)

SIE PASSTEN NICHT IN IHREN RAHMEN

Inge Wehle „Massensport"/Tauziehen



Jutta Damme „Annäherung"

Viele sahen in Hamburg erstmalig Kunstwerke aus der DDR. Dem kunstfreudigen Oberalster-Gymnasium ist für seine Mühe zu danken. Die Besucherzahlen lagen genauso hoch wie bei anderen Ausstellungen. Zweifler bei uns, die sagen mögen, für Hamburg habe man Besonderes ausgewählt, diese Zweifler sollen wissen: Der überwiegende Teil der Blätter entstand anläßlich des Grafikwettbewerbes zur Volkswahl.

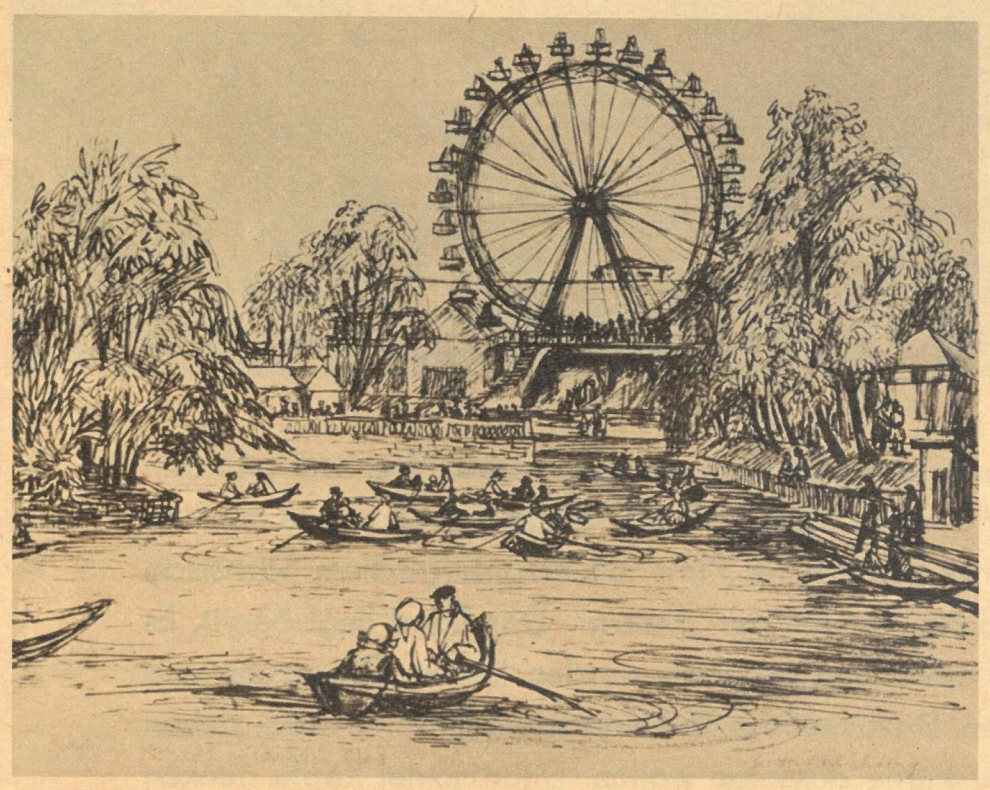
**Ist das nun
sozialistischer Realismus
oder nicht?
Der Redakteur vom Fernsehen zweifelte.
Gerhard Kettner
und Gerhard Bondzin (links)
konnten oft ein Lächeln
nicht unterdrücken.**

Gerhard Bondzin „Am Meer"

Jutta Schlichting „Im Gorkikulturpark"

„Die Hamburger Öffentlichkeit aber war von der menschlichen Wärme, die von den Kunstblättern ausgeht, überrascht und beeindruckt. Man staunte über die Eigenwilligkeit der künstlerischen Sprache und über die Vielfalt unserer Grafiken", resümiert Gerhard Bondzin nach den Tagen in Hamburg, „und es konnte wahrhaftig keinen besseren Kommentar zur Bitterfelder Konferenz in Westdeutschland geben als unsere Ausstellung. Aber eines ist mir persönlich in Hamburg und auch in Bitterfeld sehr deutlich geworden: Unsere Kunst ist nicht nur eine innerstaatliche Angelegenheit, wir müssen uns mehr als bisher an die ganze Nation wenden. In der Bundesrepublik wartet man darauf, weil die Organe der Meinungsbildung irrige Ansichten über unser Kunstschaffen in Umlauf setzen. Auch die Vielfalt, die wir erreicht haben – in Hamburg von den Besuchern immer wieder hervorgehoben –, darf uns nicht selbstzufrieden machen. Wir brauchen mehr, wir brauchen auch Kunst für unsere Wohnungen und – wenn ich das als Dresdner hier sagen darf – endlich in der Kunststadt Dresden eine Verkaufsstelle für moderne Kunst wie in Berlin." – Oskar Neumann, Mitglied des ZK der KPD, betonte in Bitterfeld, daß unsere Kunst nur in dem Maße für ganz Deutschland wirksam wird, wie die Künstler in unserer Republik ihren Weg konsequent weitergehen. Dazu gehört auch, die Liebe zur Kunst, zu unserer Kunst, zu vertiefen und ihr neue Freunde zu gewinnen. Denn Vorurteile gibt es auch bei uns noch. Wir räumen sie am ehesten durch gute künstlerische, sichtbare Argumente aus dem Weg.

*Fotos Sambale,
Reproduktionen Höhne-Pohl,
Text Junggebauer*



Diese Reportage ist ein Auftakt. Unvollendet. Genau wie das Thema, das sie zum Inhalt hat. Seit wenigen Wochen arbeiten Menschen zusammen, die ihr bisheriges Leben 500 Kilometer voneinander entfernt lebten. Ihr Frühling hatte den Schnupfen, und nasser Schnee fiel vom Himmel, an dem die Sonne scheinen müßte. Dann kam Wind und blies den Himmel blank und den Boden trocken. Kollege Bruhs wirbelt jetzt mit der RT Staubwolken auf. Er hatte seine Sorgen:

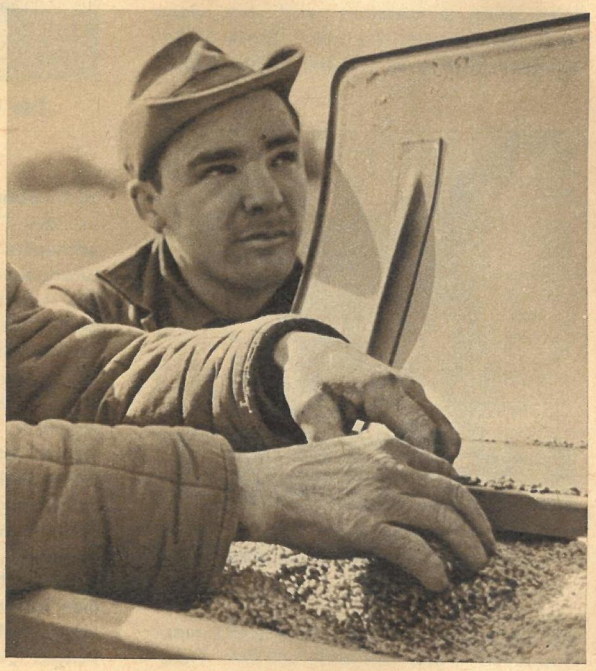
LAND OHNE JUGEND ?

Albrecht Walther: „Mal was anderes."

Die Genossenschaft singt ein neues Lied. Aber wer gibt den Takt an? Junge Stimmen? Alte Stimmen? Die Texte mischen sich: Fritz Reutersches Platt mit erzgebirgischem Sächsisch. Der „Gung" ist bei der „Deern". Das Land liegt bereit. Es könnte seine Besitzer reich werden lassen. Die neuen und die alten. Dazu müßten 354 Hände am gleichen Strick ziehen und 177 Hirne dasselbe wollen. Denn soviel Köpfe denken in der LPG Lühburg.

Stark einladungsverdächtig: Renate, Ulrike und Uwe. (Letzter im Dreierzug.)

Ein Bus fährt nach Norden. Hinter ihm versinken die blauen Berge des Erzgebirges. Dann, nach vielstündiger Reise, ist er am Ziel. Renate, Ulrike, Uwe, Rolf und Albrecht steigen aus. Das Land ist flach wie eine Schüssel, der Boden aus Sand und Lehm. Wenn der Wind aus Norden weht, bringt er den Geruch des nahen Meeres. Der Ort, auf dessen einziger und einsamer Dorfstraße die Sachsen stehen, heißt Lühburg. Die LPG „8. Mai", Typ III. Vorsitzender Bruhs zeigt wenig später den Neuen eine verwischte Landkarte. Sie lesen ungewöhnliche Namen: das Bruch, das Moor, das Ried und Rittersprung. Die Ortsteile Lühburgs und damit gleichzeitig die „Filialen" der LPG: Basse, Repnitz, Strietfeld, Gottesgabe. „Wir sind keine Parade-LPG", erklärt Kollege Bruhs (Diplom-Landwirt, seit einem Dreiviertel-jahr Vorsitzender), „ist das kloar?" Die Neuen stoßen sich an. Später wissen sie es. Bei Bruhs ist immer alles „kloar". Aber er meint es nicht so. Er weiß genau, was alles noch nicht „kloar" ist, und er sagt es auch. Denn die Neuen, die dem Aufruf von Partei und FDJ folgend, aus dem Süden nach Mecklenburg zogen, um denen hier oben bei der Arbeit zu helfen, müssen wissen, welchen Rucksack sie sich aufluden. Die Genossenschaft



Die Hände sind 63 Jahre alt, Uwe holte für sie die Steine.

besitzt 1400 Hektar, davon 1180 Nutzfläche. Auf 100 Hektar kommen 64 Rinder, 22 Kühe, 85 Schweine. Die LPG zählt 161 Mitglieder, davon sind 102 arbeitsfähig. So entfallen pro Hektar 12 Mitglieder. Das Durchschnittsalter beträgt 46 Jahre. Die wenigen Fachkräfte, die in der Viehzucht arbeiten, haben seit zwei bis drei Jahren keinen legalen Urlaub. Unbedingt benötigte freie Stunden (Arztbesuch) wirtschaftete man im Stall heraus. Die LPG hat seit ihrer Gründung noch nie ihren Plan erfüllt. Die LPG hat Schulden. „Dieses Jahr hoffen wir, erstmalig auf eigenen Füßen zu stehen", rechnet der Vorsitzende. „Natürlich gibt es einige, die an der Realität unseres Planes zweifeln. Manche", so sagt er den Neuen, „würden euch lieber wieder nach Hause fahren sehen. Denn sie befürchten, daß ihr ihnen was vormacht oder sie uns nicht mehr unter Druck setzen können." (Wenn es dir nicht paßt, daß ich erst um 10 komme, kannst du morgen sehen, wo ich bleibe.) Allerdings wäre auch ohne die Jugendlichen mehr drin gewesen. Die Partei ist noch nicht der Motor. Mal gibt's einen Ruck, mal ist Ruhe. Sonntags war der MTS-Stützpunkt allgemeiner Treff. Hier wurden „ein Bier und ein Köhm genommen", die privaten Motorräder repariert und anschließend mit MTS-Benzin aufgetankt.

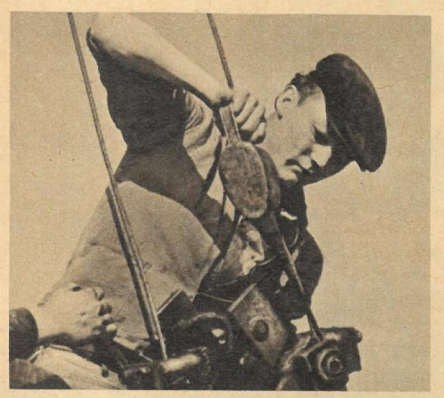
Das alles erfuhren die 16 Neuen. Und einige fällten vorschnelle Urteile: Alle Traktoristen sind faul. Alle Mecklenburger sind doof. Der besseren Publizierungs-

Bitte blätttern Sie um!

möglichkeiten wegen sagten sie dies im Dorfkonsum. Es gab die ersten Schwierigkeiten. Ausgerechnet die Konsumredner kamen am nächsten Tag um Stunden zu spät zur Arbeit, weil sie sich angeblich im Wald verliefen. „Seht ihr", flüsterten die Skeptiker. „Abwarten", sagte der Vorstand. Es kam eine klärende Versammlung. Man mußte sich zusammenbeißen. Auch die Neuen waren verärgert. In ihrer Behausung – umschreiben wir das Gebäude elegant mit Baracke – klappte es mit den Toiletten nicht, es gab zuwenig Decken, und die Waschgelegenheiten waren vorerst ungenügend. Gemeinsam mit der Bürgermeisterin diskutierten die Genossen Hermann Lange (Arbeitsgruppenleiter der Jugendlichen) und der Vorsitzende, bis alles „kloar" ist. Denn sie haben ein Herz für die Neuen. Es ist wie in einem Eisenbahnabteil, in dem auf einem Bahnhof noch einige zusteigen. Man muß sich neu zurechtrücken, der Zug hält nicht lange. Und während der Fahrt (Arbeit) findet jeder seinen Platz. Dann wählen die Sachsen und Mecklenburger ihre FDJ-Leitung, zwei aus dem Süden, zwei aus dem Norden. Und zu Pfingsten geht es natürlich nach Berlin.

Die Alten sagen: „Tja, ihr müßt euch nu man erst einleben, nöch? Wer zuerst zum Fernsehen oder Mittagessen von den Einheimischen eingeladen wird, hat dann wohl den besten Kontakt." Stark einladungsverdächtig ist zum Beispiel Uwe Sich-

Der Widerspenstigen Zähmung.



Der alte Hase Rolf, sein Kran in persönlicher Pflege.

tig. Er arbeitete in der Niederschlemaer Papierfabrik und verdiente 600 DM. Trotzdem folgte er dem Aufruf und will in der Landwirtschaft den Facharbeiterbrief ablegen. Johann Marziniak (63) und Hermann Zahn (56), die mit Uwe auf dem Dreierzug stehen, geben den Jungen nicht mehr her. „Der ist richtig", sagen sie. Eigentlich begann die Sache mit einem Stein, der auf dem Feld lag. Marziniak sprang von der Sämaschine und wollte ihn beiseite tragen. Da überholte ihn Uwe und rief: „Laß, ich hab jüngere Beine." „Den Stein hat er jetzt bei uns im Brett", grinsen die Mecklenburger. Dann haben wir die südlichen Mädchen Ulrike Höft (20) und Renate Stricker (18), Fachkräfte der Viehaufzucht. Im Herbst werden sie eine Ferkel- und Kälberaufzucht übernehmen. Zur Zeit „schafft" alles in der Frühjahrsbestellung. Der verschnupfte Lenz wird kuriert und der witterungsbedingte Zeitverlust ausgeglichen. Die Arbeitsorganisation ist verbesserungsbedürftig. Dazu gehört, im Stall einen Springerdienst einzurichten. Jeder hat dann alle zwei Wochen einen freien Tag. Durch Renate und Ulrike wird dies bald möglich. Wie sie zur „Branche" kamen? Renate war Beste im landwirtschaftlichen polytechnischen Unterricht und fand Gefallen an der Sache. Als Ulrike zu den Bauern wollte, trat der Familienrat zusammen. Aber, er konnte das „erschröckliche" nicht verhindern. „Inzwischen hat er sich allerdings von jener Sitzung distanziert", lacht Ulrike. Beide überlegten nicht lange: „Wenn wir hier oben gebraucht werden . . ." Rolf Klemm (24) und Albrecht Walther (19) arbeiten als Schlosser auf dem Stützpunkt. Sie helfen, den Mangel an Fachkräften zu senken. Gibt draußen auf dem Feld ein Traktor seinen Geist auf, so braucht er nicht mehr lange auf die Reparatur zu warten. Und mit der Maschinenleistung steigt die Rentabilität. Die Jungens sind alte Hasen, denn sie halfen in Notzeiten bereits den Bezirken Magdeburg, Cottbus und Leipzig als Traktoristen. „Warum sollten wir nicht hier hoch?" fragt Albrecht. „Man lernt was anderes kennen." So leben die Sachsen mit den Mecklenburgern. Hier oben gibt es keine Berge. Dafür kann man den Horizont sehen.

Reportage: Eberhard Buschmann (Bild), Wolfgang Winkler (Text)

Hermann Lange und seine Schützlinge: „Die Karre muß aus dem Dreck."

SIND TORHÜTER FREIWILD?

Aus den Zuschriften, die wir zu unseren Beiträgen „Sind Torhüter Freiwild?" (zb Nr. 15/1964) und „Hart – aber fair!" (zb Nr. 18/1964) erhielten, veröffentlichen wir einige Leserbriefe sowie die Stellungnahme des Trainers der deutschen Fußball-Nationalmannschaft, Hans Studener.

Konsequent durchgreifen

Die Zuschauer wünschen beim Fußball ein hartes, aber faires Spiel. Diejenigen, die etwas anderes sehen wollen, haben auf den Sportplätzen nichts zu suchen. Der Torhüter als letzter Mann hat zu seinem oft verzweifelten Mut einen wichtigen Grund: Seine Verantwortung. Schießt ein Stürmer ungenau, so ist dies oft nicht so schlimm. Doch macht ein Torwart einen Fehler, dann bedeutet das einen Erfolg für den Gegner.

Ihr Vorschlag hat den Nagel nicht auf den Kopf getroffen. Fußball kann man nicht mit Boxen vergleichen. Dort bedeutet die Entscheidung des Ringarztes: Der Kampf ist zu Ende. Doch auf dem Rasen geht das Spiel weiter. Es handelt sich auch nicht darum, ob auf der einen oder anderen Seite zehn oder elf Spieler bleiben. Bei Verletzung sollte der Torhüter ausgewechselt werden.

Man müßte Maßnahmen vorschlagen, die den unfairen Angreifer hart bestrafen. Verletzt zum Beispiel ein Spieler den Torhüter so stark, daß er ausscheiden muß, dann sollte auch der Angreifer des Feldes verwiesen werden. Dazu braucht man die Regeln der FIFA nicht zu verändern. Diese Möglichkeiten sind vorhanden. Nur muß der Schiedsrichter auf der Höhe seiner Aufgaben sein. Bestimmt sind Fußballspieler keine Puppen und besonders die Torhüter nicht. Doch sollte gerade unfaires Spiel streng verurteilt und bestraft werden.

Ottokar Smolak, Prag

Vorschlag: verletzte Spieler auswechseln

Zuerst eine Frage: Warum wird nur gegen die Verletzung der Torwächter plädiert? Meines Erachtens sind die Verletzungen bei den Torstehern nicht größer als bei den Feldspielern, wenn man das Verhältnis 1:10 beachtet und an einem bestimmten Tag die Verletzten-Liste der Oberliga analysieren würde. Es dient bestimmt nicht dem guten Ruf des Fußballsportes, wenn Sonntag für Sonntag – am auffälligsten bei Fernsehspielen – Verletzte vom Platz humpeln oder mehr getragen werden müssen.

Man betont oft, daß die Verletzung ohne das Verschulden eines Gegenspielers geschehen sei. Dies ist nur bedingt richtig, denn daß ein Spieler plötzlich hinfällt und vielleicht ein Bein bricht, dürfte nur bei glattem Boden einmal vorgekommen sein. Meistens liegt zwar keine Absicht oder Böswilligkeit des Gegenspielers vor. Sie sind aber die Folge einer überharten Spielweise, die eigenartigerweise von der niederen zur höheren Klasse zunimmt. Aber gerade „oben" müßten doch Technik und Taktik im Vordergrund stehen.

Man kann auch die Schuld nicht den Schiedsrichtern zuschieben, denn sie pfeifen im allgemeinen nach den geltenden Regeln durchaus richtig. Weil es den internationalen Regeln entspricht, müssen sich auch bei uns verletzte Spieler auf dem Spielfeld herumquälen und schaden damit ihrer Gesundheit. Wenn unsere Mannschaften gegen ausländische Teams antreten, müssen wir die internationalen Bestimmungen anwenden. Wenn wir aber innerhalb unserer Republik verletzte Spieler auswechseln, so schadet das nicht der Spielstärke unserer Mannschaften.

Erich Andrae, Oederan

Energisch Einhalt gebieten

Es ist leider eine Tatsache, daß in der letzten Zeit die Fußballspiele immer härter geworden sind. Man fragt sich: „Ist das nötig?" Im Endeffekt kommt nämlich nichts anderes heraus als erheblich mehr Verletzungen. Hier muß man endlich energisch Einhalt gebieten. Gegebenenfalls durch entsprechende Änderung von Bestimmungen, die keinen rechten Sinn mehr haben. Die verantwortlichen Männer, unter Mithilfe der gesamten sozialistischen Sportbewegung, sollten sich Gedanken darüber machen. Ich bin ehemaliger Fußballspieler, heute noch als Schiedsrichter tätig und kann deshalb ein Wort mitreden. Ich erinnere mich noch an das Fernsehfußballspiel Aue gegen Stendal, wo die beiden guten Spieler Kleber und Liebrecht erhebliche Verletzungen erlitten. Es darf nicht nur darum gehen, um „jeden Preis zu gewinnen". Es sollen auch Tore geschossen werden, aber nicht „unter allen Umständen". Sie haben ganz richtig das Beispiel vom Boxsport erwähnt. Dort entscheidet der Ringarzt. Auch beim Fußballspiel müßte ähnliches möglich sein.

Alfred Böttger, Dresden

Nicht „um jeden Preis" siegen, sondern fair gewinnen

Die Schlußmänner sind kein Freiwild, dafür sorgen bereits die Spielregeln im Fußball. Die Regel 12 legt unmißverständlich fest, wie ein Feldspieler einen Torwart angreifen darf. Wird ein

...und Ihre Meinung?

solcher Angriff rücksichtslos und roh durchgeführt, hat der Schiedsrichter das Recht, den Spieler des Feldes zu verweisen.
Wenn Verletzungen an der Tagesordnung sind, wenn besonders die Männer zwischen den Pfosten davon betroffen werden, so liegt das nicht an unserem Regelwerk. Mit einer Auswechslungsmöglichkeit des Torwarts ist dieses Problem nicht gelöst. Solange die FIFA, unsere Weltorganisation im Fußball, an dem Beschluß festhält, keine Auswechslungen zu gestatten, sollten auch wir diese Bestimmung einhalten.
Mit Ihrer Beobachtung, daß gerade in letzter Zeit das Gewinnen um jeden Preis über den sportlichen Wert der Spiele gehoben wird, treffen Sie die Ursachen für die über das normale Maß hinausgehenden Verletzungen. Nicht siegen um jeden Preis, sondern gut spielen und Spiele gewinnen, aber mit fairen Mitteln – das sollte die Auffassung und die Handlungsweise der Spieler bestimmen. Wir alle können mithelfen, eine solche Einstellung bei unseren Sportlern zu erreichen. Gewiß können am besten die Trainer dieses Vorhaben erzieherisch und disziplinarisch unterstützen und beeinflussen, aber ohne die Mithilfe aller Sportfunktionäre und des Publikums schaffen sie es nicht. Im Aufruf der FIFA zum „Fair-play-Wettbewerb" werden daher auch alle angesprochen, die das Fußballspiel lieben, und um ihre Unterstützung zur Verhütung von Spielmißbräuchen gebeten.

Hans Studener, Leipzig,
Trainer der Fußball-Nationalmannschaft

EINS-ZWEI-DREI MUSKETIERE

Wievielmal die Musketiere um die Welt gereist sind, das mag wohl niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Seit Alexandre Dumas' Buch erschien, gab es immer wieder Gesprächsstoff, aber immer blieb dieses Thema nur romantisches, aufregendes Abenteuer. Dem französischen Theatermann Roger Planchon aus Lyon ist eine herzerfrischende und ganz und gar heutige Bühnenfassung geglückt. In der Berliner Volksbühne am Luxemburgplatz wird das recht eindeutig bewiesen. Ein Berliner Kritiker steigerte das sogar noch: „Wenn eine Aufführung die Totalität des Theaters vermitteln kann, dann diese. Wer Spaß haben will, bekommt ihn. Die Volksbühne als Bühne des Volkes braucht ihn und bietet ihn." Regisseur Rudolf Vedral aus Prag inszenierte die phantastische Historie aus dem 17. Jahrhundert mit Ironie, Komik und Humor. Günter Hauk und Wolfgang Pietsch trafen mit ihrer Musik den richtigen Ton. Ein Spektakulum im besten Sinne, das man gesehen haben sollte. – Auch das Deutsche Nationaltheater Weimar verzeichnet in seinem Spielplan die drei Musketiere.

Es ist alles wie bei Dumas, nur – eben ganz anders. Man liebt mit komischer Unglaublichkeit, erledigt die notwendigen Gegner im Zeitraffertempo, reitet durch ganz Frankreich und ficht im Twistrhythmus: Reinhard Michalke als d'Artagnan und Lothar Förster als Lord Winter.

Fotos Hirschfeld / Text Juba

Otfried Knorr (links) gibt den ebenso dümmlich wie anmaßend-frechen Ludwig XIII. als wunderbare Karikatur. Der berüchtigte Kardinal Richelieu (Kurt Steingraf) braucht nur eine halbe Portion Verschlagenheit, um das Hofgefolge einzuwickeln.

Im „Bad" des Herzogs von Buckingham (Helmut Straßburger). In einer seiner zwanzig (!) Rollen Willi Narloch (links), ein Komödiant voll Leidenschaft.

DIE TOTEN SCHWEIGEN NICHT

1

DOKUMENTARBERICHT VON WOLFGANG GÖTHEL

Der 13. Februar 1964 ist ein unfreundlicher Tag. Grimmiger Wind treibt dicke Schneeflocken vor sich her, die sich am Boden sofort in kleine Rinnsale auflösen. Eiliger als sonst huschen die Hausfrauen über den Marktplatz des Städtchens Butzbach bei Frankfurt am Main. Sie haben den Mantelkragen hochgeschlagen und sind froh, wenn hinter ihnen die schützenden Türen der Geschäfte ins Schloß fallen.

Nicht weit von ihnen entfernt, absolviert der Diensthabende der Frühschicht im Butzbacher Zuchthaus, Hauptwachtmeister Diebel, den gewohnten Kontrollgang. Routinesache! Hier ein flüchtiger Blick durch den „Spion" einer Zellentür, da ein Schwatz mit einem Kalfaktor, der sich auf dem Gang zu schaffen macht, weiter . . .

Nur vor einer der Zellen verweilt Hauptwachtmeister Diebel länger. In ihr weiß er den zur Stunde wichtigsten Insassen der Anstalt, den Professor Dr. Werner Heyde. Einst der geachtete Chef der Würzburger Universitäts-Nervenklinik, hatte sich Heyde nur zu bereitwillig den Nazis verkauft, um Leiter einer Mordaktion von unvorstellbarer Grausamkeit zu werden: In den Jahren 1940 und 1941 organisierte und vollzog er das verbrecherische „Euthanasie-Programm" Hitlers. Nach Kriegsende tauchte er als „Dr. Sawade" in Bonns braunem Musterland Schleswig-Holstein unter. Am 12. November 1959 schlossen sich endlich die Tore der Untersuchungshaftanstalt hinter ihm. Die reichlich spät erhobene Anklage legt ihm zur Last, mehr als 100 000 Menschen „heimtückisch und mit Überlegung" ermordet zu haben. Die Eröffnung des Prozesses gegen ihn und drei seiner Komplizen ist für den 18. Februar 1964 festgesetzt.

Vor der Zelle dieses Mörders also ist Hauptwachtmeister Diebel bei seinem Kontrollgang am 13. Februar 1964 angelangt. Es ist genau neun Uhr zehn. In seinen Ohren klingt die Mahnung des Zuchthausdirektors, Oberregierungsrat Günter Johanns: „Haben Sie ein waches Auge auf Heyde!" Und eingedenk dieser Worte fingert Diebel am Schlüsselbund, schließt, schiebt den Riegel zurück, öffnet die Tür.

Er findet Heyde leblos – an der Heizung hängend, stranguliert, den Unterkörper flach auf dem Zellenboden. Sekunden später gellen im Zuchthaus Butzbach die Alarmsirenen. Ärzte mühen sich fieberhaft, den einstigen Euthanasie-Chef ins Leben zurückzurufen. Vergeblich! Gegen Mittag stellen sie ihre Versuche ein.

Am anderen Tag verkündet die berüchtigte „Bild-Zeitung" des Hamburger Zeitungsmillionärs Axel Cäsar Springer im Ton unverhohlenen Triumphes: „Die 34000 Seiten starke Prozeßakte gegen den Euthanasie-Professor Dr. Werner Heyde alias Sawade ist seit gestern, neun Uhr zehn, geschlossen."

Millionen fragen sich: Wer hatte Grund, diese Akten, diesen Prozeß zu fürchten? Warum betrat am Tag der Prozeßeröffnung nur noch einer der vier Angeklagten – Dr. Hans Hefelmann, nach westlichen Agenturen „das kleinste Licht" – den Saal des Limburger Schwurgerichts? Wer verhalf dem Mitangeklagten Dr. Gerhard Bohne im Juli 1963 zur Flucht nach Südamerika? Wer hatte die Hand im Spiel, als wenige Stunden vor Heydes mysteriösem Tod der Mitangeklagte Fritz Tillmann aus dem achten Stock des Bundesverwaltungsamtes in Köln zu Tode stürzte? Hat sich Massenmörder Heyde selbst gerichtet? Oder brachten ihn andere zum Schweigen? Fragen über Fragen!

Doch die „Bild-Zeitung" täuscht sich, wenn sie glaubt, der Tod des Hauptschuldigen werde die Diskussion um seine Verbrechen beenden. Anhand unwiderlegbarer Tatsachen und Dokumente wird „Zeit im Bild" das ganze Ausmaß der Verbrechen Heydes und seiner Helfershelfer enthüllen. Und wir werden auch die beim Namen nennen, die zum Teil länger als ein Jahrzehnt den falschen „Dr. Sawade" deckten, obwohl sie um seine Identität mit dem Massenmörder Heyde wußten.

Auftrag zum Mord

Ein Tag im Sommer des Jahres 1939. Dr. Werner Heyde, Außerplanmäßiger Professor der Universitäts-Nervenklinik in Würzburg, hat die Krankenvisite beendet. Die Sekretärin in seinem Vorzimmer weiß aus Erfahrung, daß der Chef in den kommenden zwei, drei Stunden über Krankengeschichten sitzt und nicht gestört zu werden wünscht.

Doch heute will es Heyde nicht gelingen, sich zu konzentrieren; denn draußen brütet gnadenlos die Sonne. Gegen sie können auch zugezogene Vorhänge und der emsig surrende Ventilator auf dem Schreibtisch nicht an. „Auch gut!" denkt der siebenunddreißigjährige Mediziner und läßt seinen Gedanken freien Lauf. Er erinnert sich der Straßen und Winkel in Forst (Lausitz), wo er 1902 geboren wurde und Vater eine Fabrik besaß. Er denkt an seine Immatrikulation in Würzburg, damals, nach dem Kapp-Putsch, an dem er sich aktiv beteiligt hat. Dr. Heyde ist mit sich zufrieden: erfolgreicher Studienabschluß, dann Stationsarzt und schließlich, seit April 1939, die außerplanmäßige Professur – das soll erst mal einer nachmachen! „Habe ja auch beizeiten auf das richtige Pferd gesetzt!" frohlockt er insgeheim: Gleich 1933 hinein in die NSDAP, zwei Jahre später schon Amtsleiter des „Rassenpolitischen Amtes Würzburg", seit 1936 auch SS-Arzt.

Heyde öffnet ein Fach seines Schreibtischs, entnimmt ihm einen schmalen Hefter, blättert in seinem selbstverfaßten Lebenslauf, in dem er sich bestätigte, er habe sich noch im gleichen Jahr 1936 „bei der Durchführung erbbiologischer Untersuchungen in den Konzentrationslagern" und bei der „Erstattung von Gutachten für die Geheime Staatspolizei" bewährt.

Die Sekretärin stört Heyde jäh in seinen Erinnerungen: „Draußen ist ein Herr aus Berlin. Will sich nicht abweisen lassen. Es sei dringend!" SS-Heyde läßt, wenn auch widerwillig, den Herrn hereinbitten, der sich als Kurier zu erkennen gibt. Er überbringt ein Schreiben des Stellvertreters des Leiters der Kanzlei Hitlers, Victor Brack, durch das Heyde zu einer Sitzung nach Berlin beordert wird. Hier erhält er zusammen mit etwa fünfzehn weiteren Medizinern den Auftrag, kurzfristig das Programm des faschistischen Massenmordes an Geisteskranken auszuarbeiten.

Juden wurden Freiwild: Mit dem Boykott begann es . . .

In Gegenwart Hitlers

Auch Hitler nimmt vorübergehend an dieser Ärztekonferenz teil, ein Umstand, der den versammelten Naziärzten nur folgerichtig erscheint.

Schließlich ist das der gleiche Hitler, der schon 1923 in seinem Machwerk „Mein Kampf" zynisch die „Vernichtung lebensunwerten Lebens" propagierte: „Ein stärkeres Geschlecht wird die Schwachen verjagen, da der Drang zum Leben in seiner letzten Form alle lächerlichen Fesseln einer sogenannten Humanität zerbrechen wird, um an seine Stelle die Humanität der Natur treten zu lassen, die die Schwäche vernichtet, um der Stärke den Platz zu schenken."

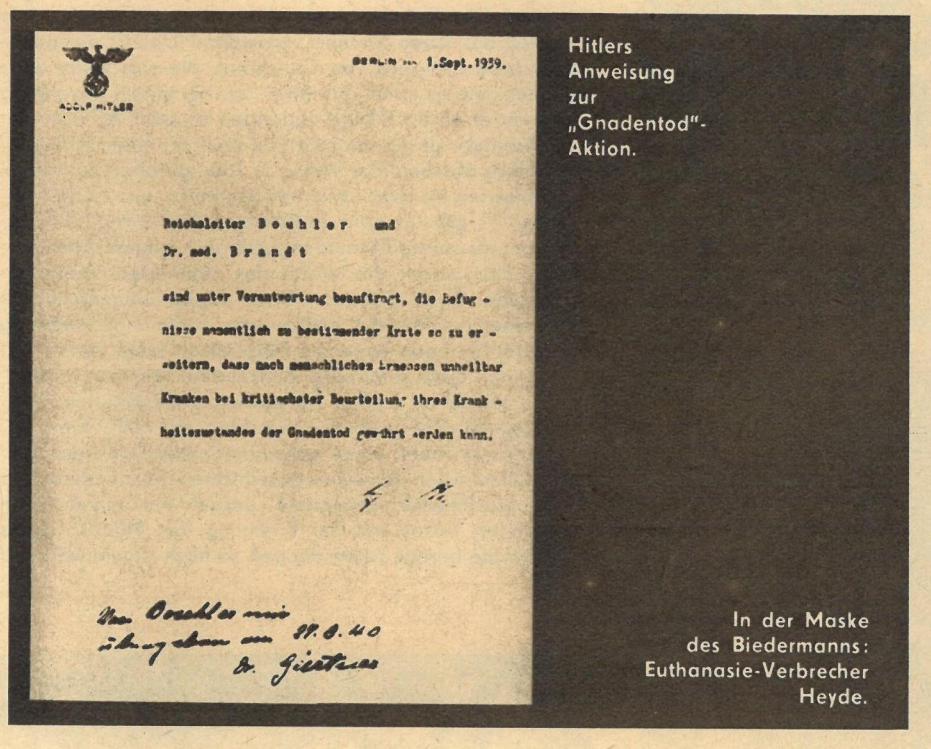
Im gleichen Bericht fällte Hitler das Todesurteil über alle alten oder schwerkranken Menschen, indem er deklarierte: „Wenn die Kraft zum Kampfe für die eigene Gesundheit nicht mehr vorhanden ist, endet das Recht zum Leben in dieser Welt des Kampfes."

Was damals – beim Erscheinen der ersten Auflage von Hitlers „Mein Kampf" – vielen Menschen nur als die zwar bemerkens-

werte, aber nicht ernst zu nehmende Absonderung eines Wahnwitzigen erschien, wurde von den Faschisten nach dem 30. Januar 1933 zur Staatsdoktrin erhoben. So verkündete noch im Jahre des faschistischen Staatsstreichs der 1946 in Nürnberg gehenkte „Reichsleiter" Alfred Rosenberg, die Gesellschaft werde „nicht länger Hüterin des Minderwertigen, Kranken, Verkrüppelten, Verbrecherischen und Verfaulten" sein. Und das Hitlersche „Volksbildungsministerium" lancierte, um die Hirne der heranwachsenden Generation schon frühzeitig zu vergiften, in die Rechenbücher Aufgaben wie diese: „Der Bau einer Irrenanstalt erforderte 6 Millionen Reichsmark (RM). Wieviel Siedlungshäuser zu je 15000 Reichsmark hätte man dafür bauen können?" Oder diese: „Ein Geisteskranker kostet täglich 4,– RM, ein Krüppel 5,50 RM. In wieviel Fällen hat ein Beamter täglich nur etwa 4,– RM, ein Angestellter kaum 3,50 RM auf den Kopf der Familie? Stelle diese Zahlen bildlich dar!"
Nachdem der Kampf gegen die „Minderwertigen" solchermaßen verkündet war, zimmerten Hitlers Handlanger die erforderlichen Gesetze.

nisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, daß nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann. *gez.: Adolf Hitler*

Viel an diesem „Führerbefehl" ist bemerkenswert: Er wurde Ende Oktober 1939 erlassen, aber auf den 1. September 1939 – also den Tag des Hitlerschen Überfalls auf Polen! – rückdatiert. Er ist nie im Gesetzblatt veröffentlicht worden, ja vor dem Nürnberger Gericht sprach ihm der Naziminister Lammers, der es doch wissen mußte, jeden Gesetzescharakter ab – und dennoch hat keiner der Minister Hitlers, keiner seiner Juristen, keiner der Euthanasie-Ärzte zu Hitlers Lebzeiten die Verbindlichkeit dieses Erlasses angezweifelt. Jede Formulierung in ihm ist – wir werden dafür den Beweis antreten – eine bewußte, widerliche Heuchelei der Nazis: Er wurde durchaus nicht nur bei „unheilbar Kranken" (auch dann wäre es verbrecherisch) angewandt; von „kritischster Beurteilung des Krankheitszustandes" konnte keine Rede sein, und der „Gnadentod" war in Wirklichkeit kaltblütiger, raffiniert ausgeklügelter Mord.



Hitlers Anweisung zur „Gnadentod"-Aktion.

Reichsleiter Bouhler und
Dr. med. Brandt

sind unter Verantwortung beauftragt, die Befug-
nisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu er-
weitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar
Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krank-
heitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann.

In der Maske des Biedermanns: Euthanasie-Verbrecher Heyde.

Spuren, die zu Globke führen

So sanktionierte das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" vom 1. Juli 1933 die zwangsweise Sterilisierung Erbkranker, aber auch „allgemein Mißliebiger", zu denen das Naziregime in erster Linie seine politischen Gegner zählte.
Ihm folgte das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" vom 15. September 1935, das alle deutschen Bürger jüdischen Blutes zum Freiwild erklärte.
Ein drittes vom Geist der Barbarei erfülltes Dekret, das „Gesetz zum Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes" vom 18. Oktober 1935, bezog alle chronisch Erkrankten in den Kreis des zur Ermordung bestimmten „lebensunwerten Lebens" ein.
Über den von ihm in Aussicht genommenen Zeitpunkt des Beginns der Mordaktion äußerte sich Hitler im gleichen Jahr gegenüber dem damaligen „Ärzteführer" Dr. Gerhardt Wagner, er werde, „wenn ein Krieg sein soll . . ., diese Euthanasiefrage aufgreifen und durchführen".
Und damit kehren wir zu dem Würzburger Arzt Dr. Heyde und der von uns erwähnten Berliner Ärztekonferenz vom Sommer 1939 zurück. Sie fand noch im Frieden statt. Aber zu dem Zeitpunkt, als ihre Teilnehmer in der Hauptstadt anreisten, war der Krieg von der herrschenden Klasse schon beschlossen. Nur wenige Wochen später zog ein formloses Schreiben das Fazit der Beratung. Sein Wortlaut:

Reichsleiter Bouhler und
Dr. med. Brandt
sind unter Verantwortung beauftragt, die Befug-

Die von Hitler persönlich zur Durchführung des Massenmordes Beauftragten: Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt.

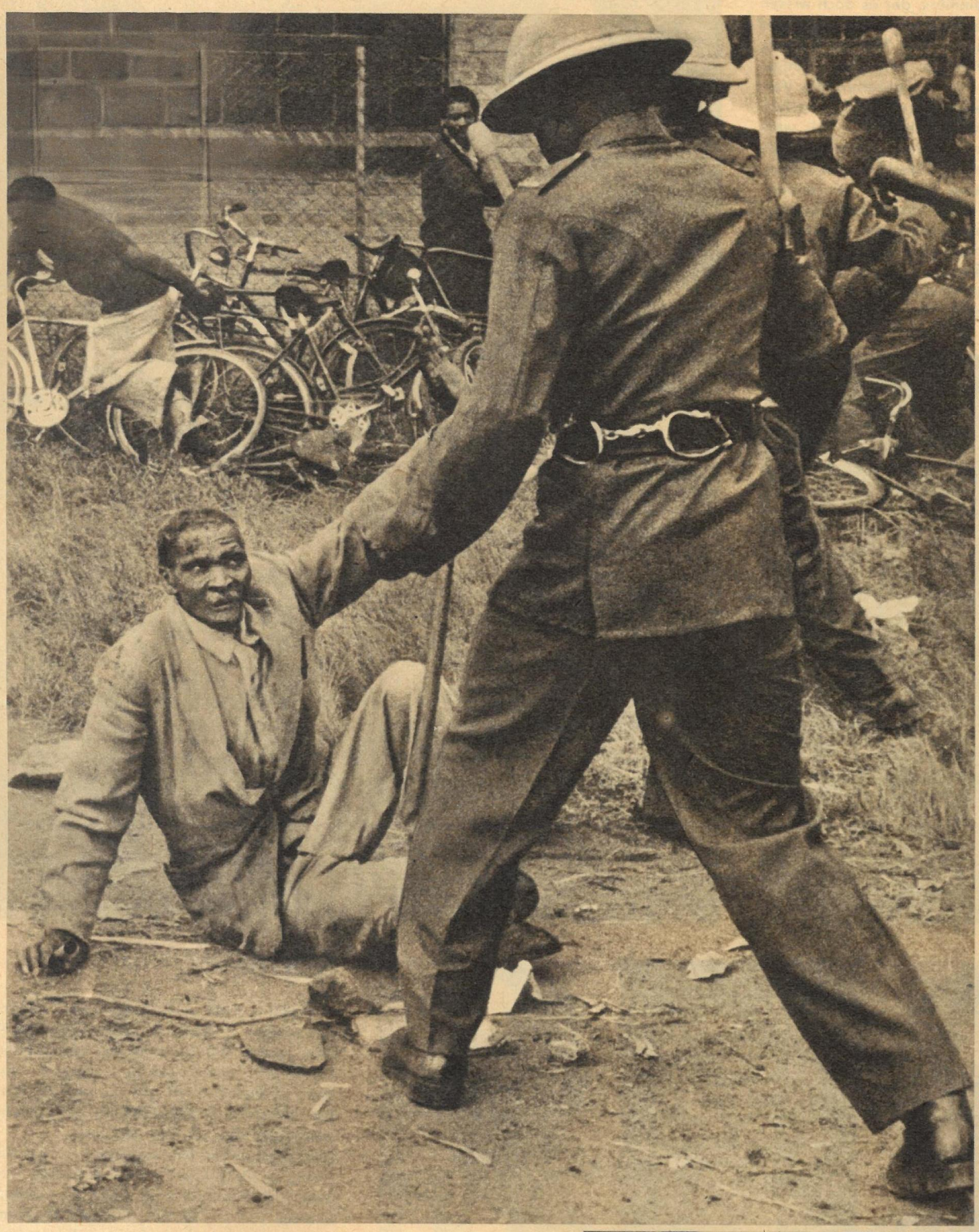
Um so bezeichnender ist es, daß zu denen, die dem Erlaß in den Jahren 1933 bis 1935 durch Gesetze den Boden bereiteten, einmal mehr der langjährige Staatssekretär im Bundeskanzleramt Adenauers, Dr. Hans Josef Maria Globke, gehörte.
Dazu heißt es im „Ministerial-Blatt des Reichs- und Preußischen Ministerium des Innern", Nummer 11 vom 11. März 1936, zu den von uns erwähnten Gesetzen sei ein Erläuterungswerk herausgekommen. Als die beiden Verfasser nennt das „Ministerial-Blatt" den damaligen Staatssekretär Dr. Wilhelm Stuckart und den damaligen Oberregierungsrat Dr. Hans Globke. Dem Werk komme besondere Bedeutung zu, „weil die beiden Verfasser am Zustandekommen" dieser Gesetze „amtlich beteiligt waren und daher zu ihrer Auslegung in erster Linie berufen sind".
Über die große Schuld Globkes ließ sich im Februar dieses Jahres vor dem Limburger Schwurgericht auch der einzige verbliebene Angeklagte Dr. Hans Hefelmann – er leitete von 1937 bis 1945 die „Gnadentodabteilung" in der Privatkanzlei Hitlers – aus. Er schilderte die Vorbereitung der Euthanasie-Mordaktion und erklärte dabei nach einem Bericht der amerikanischen Nachrichtenagentur UPI: Damals hätten sich der zuständige Dezernent im Naziinnenministerium, Dr. Linden, und Globke getroffen und über den Aufbau der Gnadentodorganisation gesprochen. Globke sei damals Vorsitzender des „Reichsausschusses zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" gewesen. Dieser Ausschuß habe nach seiner Konstituierung Meldebogen an die Amtsärzte in Deutschland versandt, bei denen es um die Registrierung unheilbar erkrankter Kinder gegangen sei.
Das ist alles, was von dem angeblichen „Widerstandskämpfer Globke" übrigbleibt: nach dem Eingeständnis seiner eigenen Leute zuerst der Verfasser todbringender Gesetze und danach Handlanger bei ihrer Verwirklichung.

Euthanasie?

Als Hitler 1935 sich gegenüber seinem „Ärzteführer" Dr. Gerhardt Wagner über den Termin des Beginns der Mordaktion verbreitete, führte er demagogisch das Wort „Euthanasie-Frage" im Munde. Dabei ist die „Euthanasie" keine Sprachschöpfung des „Dritten Reiches".
Die Euthanasie ist vielmehr ein uraltes ärztliches Problem. Das Wort kommt aus dem Griechischen und bedeutet „guter, leichter Tod". Und bei unserem Problem geht es ganz einfach darum, ob ein Arzt unheilbar Erkrankten, die übermenschliche Schmerzen ausstehen müssen, durch seinen Eingriff zu einem solch leichten Tod verhelfen darf. Philosophen und Schriftsteller, Ärzte und Juristen haben über das Für und Wider der Euthanasie vor allem in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts mit Leidenschaft gestritten. Die Zahl der Befürworter stand dabei weit hinter der Zahl der strikten Gegner zurück. Und kein Gesetz der Welt läßt die Euthanasie straffrei. Immerhin plädierten die von uns erwähnten Befürworter der Euthanasie aus subjektiv ehrlichen, von Humanität und Mitleid getragenen Erwägungen für den „leichten Tod". Aber gerade Humanität und Mitleid waren Hitler und seinen Kumpanen ein Greuel. Was sie als „Euthanasie" praktizierten, war Mord. Ihre „Sterbehelfer" waren Schlächter. Ihr Beruf war nicht das Heilen, sondern das Töten. Die preußisch-perfektionierte Organisation der Mordmaschinerie ist dafür ein erschütternder Beweis.

Fortsetzung folgt

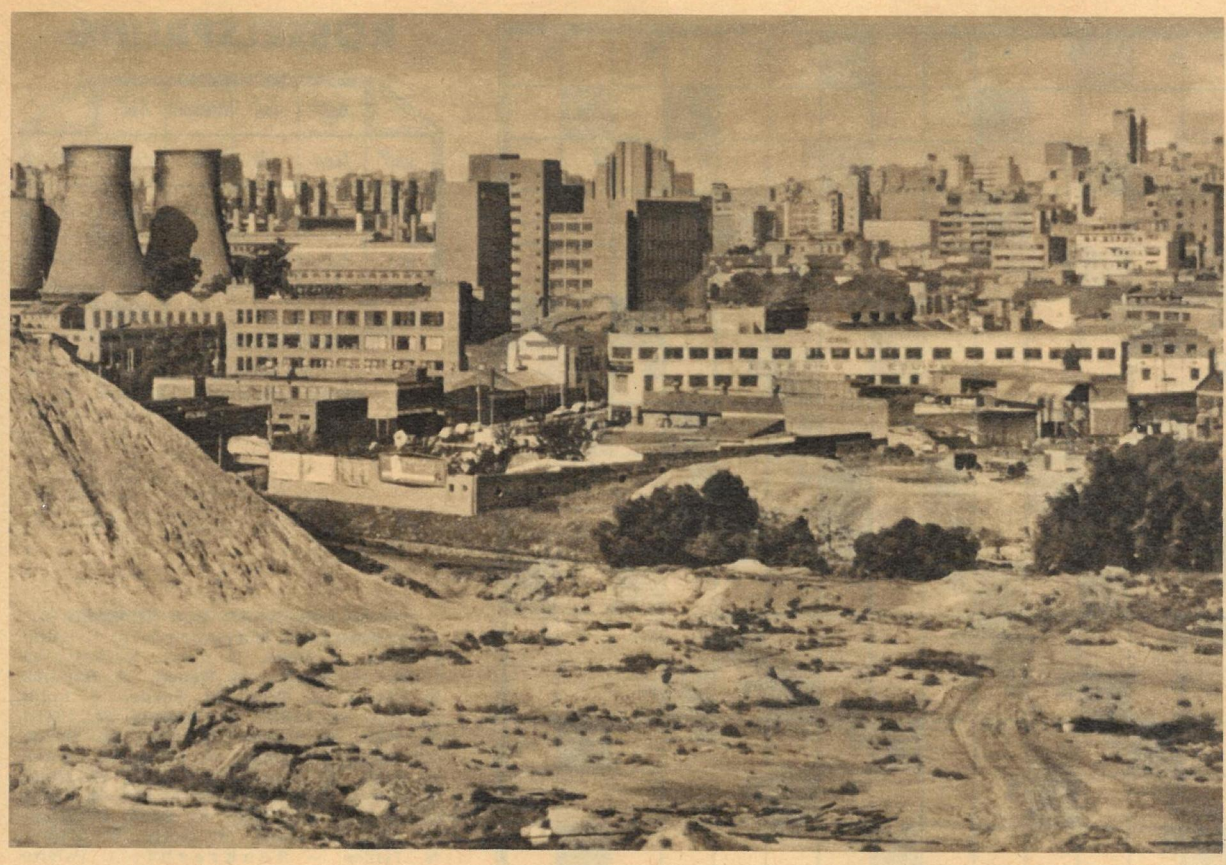
DER WEISSE TERROR



Tag für Tag und Nacht für Nacht drangen Polizeibüttel der faschistischen Verwoerd-Regierung in die Wohnungen der vor die Schranken des Gerichts Geschleppten ein, nötigten ihre Angehörigen und versuchten, sie zu Aussagen in dem Prozeß zu zwingen.

Die 44 Männer und Frauen, unter ihnen Nelson Mandels und Walter Sisulu, beides Funktionäre des afrikanischen Nationalkongresses, erlebten die Willkür und den Terror, die sich kaum von den KZ-Methoden des deutschen Faschismus oder den mittelalterlichen Folterungen in den Gefängnissen der Franco-Polizei unterscheiden: Mit Reitpeitschen wird auf die Häftlinge eingeschlagen. Sie werden elektrischen Stromstößen ausgesetzt. Auf der sieben Meilen vor Kapstadt gelegenen Robben-Insel, der Insel des Todes, wie man sie nennt, werden Häftlinge waagerecht aus großer Höhe auf Zementfußböden geworfen. Die Polizeibüttel stehen grinsend dabei. „Wir werden uns schon die Zeit vertreiben." Das ist der ungeheuerliche Zynismus von Gangstern, die sich voller Stolz brüsten, wie es einer von ihnen tat, bei einem Rosenberg und Hitler in die Schule gegangen zu sein. Als sich vier der Schläger dafür verantworten mußten, einen Afrikaner auf diese abscheuliche Weise zu Tode gefoltert zu haben, beschwerten sie sich: „Wer hat das Recht, uns zu beschuldigen? Es gibt in ganz Südafrika keine einzige Polizeistation, wo solche Methoden nicht auch angewendet werden." Das waren die Worte des 19jährigen Verwoerd-Polizisten Gerd Coetzee. Trotz dieses unmenschlichen Rassenterrors hat die afrikanische Befreiungsbewegung bis zum heutigen Tage die Möglichkeit einer Verständigung mit dem vernünftig denkenden Teil der in Südafrika lebenden weißen Minderheit offengehalten. Darauf gründet sich auch der Vorschlag des UNO-Generalsekretärs U Thant, einen gesamtnationalen Konvent aller südafrikanischen Bevölkerungsschichten abzuhalten. Das Verwoerd-Regime antwortete darauf mit einem noch brutaleren Terror, mit der Erhöhung des Militärbudgets (das heute bereits schon doppelt so hoch ist wie während

Kein Kameraverschluß klickte, kein Pressevertreter war anwesend. Brutal räumten Verwoerd-Büttel den Strafgerichtssaal, und doch drangen ungeheuerliche Meldungen in die Öffentlichkeit. 44 Männer und Frauen der südafrikanischen Befreiungsbewegung gehören zu den neuen Opfern der abscheulichen Politik, eine „weiße Nation in Südafrika" zu schaffen. Rassengerichte der Republik verurteilten in den letzten 15 Monaten 44 Personen zum Tode, 6 zu lebenslanger Haft und 847 zu insgesamt mehr als 5000 Jahren Kerker.

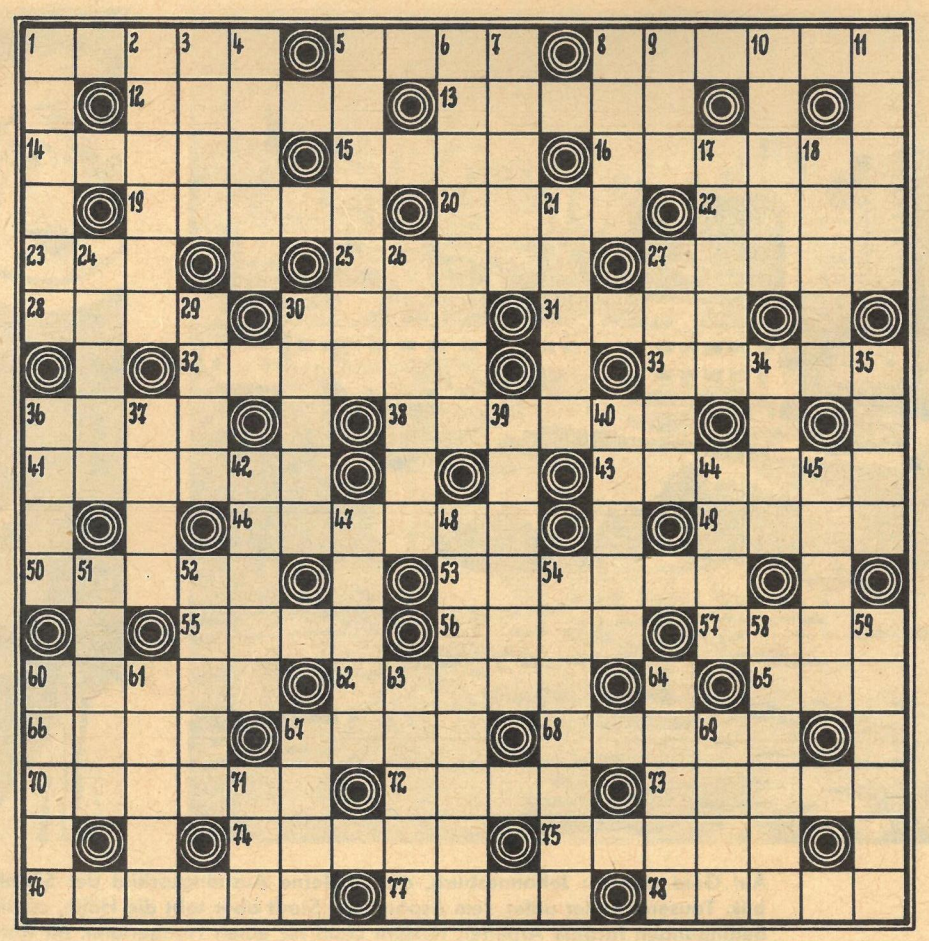


Auf Gold gebaut: Johannesburg, das moderne Aushängeschild der Südafrikanischen Republik. Tausend Meter unter dem Asphalt der Stadt aber tobt die Hölle, schuften unter Zwangsbedingungen farbige Arbeiter, fördern Gold für einen Hungerlohn. Ihr Ruf geht in die weite Welt: Helft uns! Kauft keine südafrikanischen Waren. Es klebt Blut daran. Löscht keine Fracht aus unserem Land, tragt nicht bei zu einer unfaßbaren Sklaverei! *Fotos: Archiv*

des zweiten Weltkrieges), mit weiteren Terrorprozessen, die das Leben südafrikanischer Patrioten bedrohen.
Dieses Regime will den widerrechtlich verbotenen afrikanischen Nationalkongreß seiner Führung berauben, nachdem es ihm trotz dieser abscheulichen Rassenpolitik nicht gelungen ist, den Widerstand der Befreiungsbewegung im Lande zu brechen. Nelson Mandels hat vor seinen Richtern noch einmal klipp und klar den Standpunkt der 12 Millionen Afrikaner der Südafrikanischen Republik dargelegt: „Wir haben die Wahl, uns entweder mit der Minderwertigkeit abzufinden oder dagegen zu kämpfen. Wir haben letzteres gewählt."
Eine Welle des Protestes und der Solidarität hat sich in allen Ländern der Welt erhoben. Was wäre, wenn ein weltweiter Wirtschaftsboykott gegen Südafrika einsetzte? So lange kein Öl nach Südafrika liefern, so lange keine südafrikanischen Waren abnehmen, bis die Rechte der 12 Millionen Afrikaner respektiert werden. In Kürze wäre dieses Regime isoliert. Ohne Handel und fremde Kapitalinvestitionen wäre die weiße Minderheit von Rassenfanatikern erledigt. Statt dessen aber bekommt der Wirtschaftsminister Südafrikas, Diederichs, während seines Westdeutschlandbesuches in München versichert, daß man von Bonner Seite der südafrikanischen Regierung keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen wird und deutsches Kapital und deutsches Wissen auch weiterhin zur Unterstützung Südafrikas bereithält. Die Regierung Erhard in Bonn schämt sich nicht, mitverantwortlich zu sein, daß sich dieses faschistische Regime in Südafrika noch immer am Leben hält.

Horst Käubler

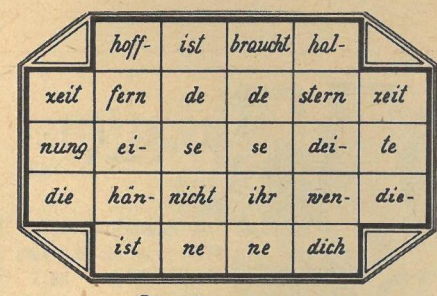
KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Bauwerk in London, 5. Mutter, 8. Währungseinheit der Mongolischen Volksrepublik, 12. Staat der USA, 13. Geschwür, 14. Schiffsjunge, 15. Stadt auf Hondo, 16. sowjetischer Schwarzmeerhafen, 19. Glaube, Anschauung, 20. Stahlplatte zur Blechbearbeitung, 22. Versdichtung, 23. Rotwild, 25. gegerbte Tierhaut, 27. Gesichtsausdruck, 28. Kletterpflanze, 30. Tonstufe, 31. Wettkampf, 32. Verbindungsstück, 33. Pflanzenteil, 36. griechischer Buchstabe, 38. Alarmvorrichtung, 41. Sportler, 43. Kamelart, 46. Kennwort, 49. Erlaß, Verordnung, 50. sittliches Verhalten, 53. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 55. Kochstelle, 56. Band, Riemen, 57. Nebenfluß der Kura, 60. englischer Physiker († 1945), 62. brasilianischer Schriftsteller („Katakomben der Freiheit"), 65. griechischer Buchstabe, 66. Schriftsteller und Theaterkritiker († 1948), 67. Gewürz, 68. Stadt in Westflandern, 70. Südfrucht, 72. Feld, Acker, 73. österreichischer Lyriker („Die Albigenser"), 74. Freund Goethes, 75. zügelloses Gelage, 76. Direktor der Leipziger Universitäts-Frauenklinik (Verdienter Arzt des Volkes), 77. Nervenzentrum, 78. Stadt im Ruhrgebiet.

Senkrecht: 1. Klangfarbe der Gesangsstimme, 2. bekanntes Jugendobjekt in der DDR, 3. Nebenfluß der Fulda, 4. Grünfläche, 5. Selbstgespräch, 6. grusinisch-sowjetischer Komponist („Die große Freundschaft"), 7. Angehöriger eines skythisch-sarmatischen Volkes, 8. Behältnis, 9. Lippenbär, 10. Larve, 11. Entscheidung, Wendepunkt, 17. Gesichtsfarbe, 18. französischer Mathematiker († 1818), 21. Kopffüßer, 24. Drehwirkung (bei Ballspielen), 26. rumänischer Komponist und Geigenvirtuose († 1955), 27. Nebenfluß des Rheins, 29. Strom zum Kaspischen Meer, 30. Reingewicht, 34. Staat in Vorderasien, 35. Abteilung des Erdmittelalters, 36. Holzgewächs, 37. Wildziege des Himalaja, 39. französischer Maler des Barocks, 40. Tagesabschnitt, 42. weiblicher Vorname, 44. Hochland in Peru, 45. Edelsteingewicht, 47. Industriestadt an der Maas, 48. japanische Hafenstadt, 51. fruchtbare Wüstenstriche, 52. Laubbaum, 54. Stadtteil von London, 58. Stadt in der Bretagne, 59. Planet, 60. jordanische Hafenstadt, 61. Fluß zur Lübecker Bucht, 63. Tierprodukt, 64. Schiffsbauplatz, 67. nordisches Göttergeschlecht, 69. Getreideart, 71. Bezeichnung für westlichen Besatzer.

RÖSSELSPRUNG

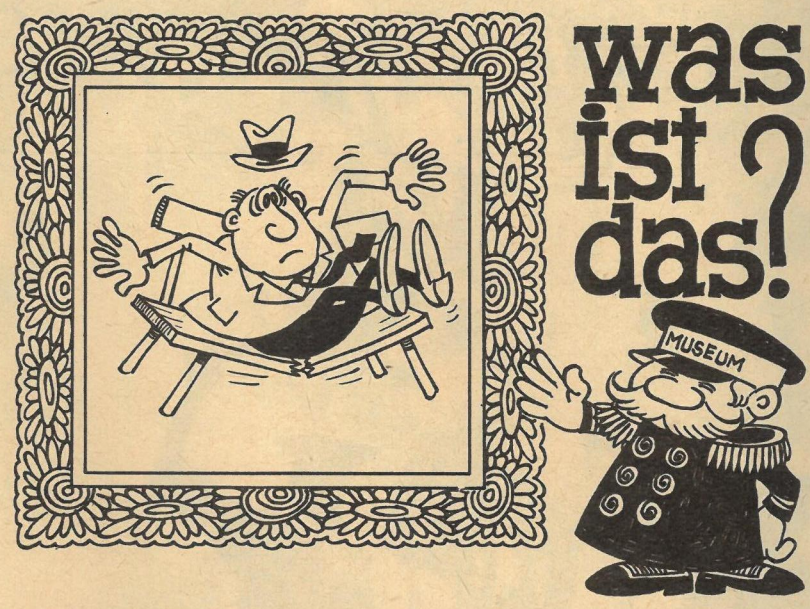


Die Lösung ergibt
Worte von Walter Dehmel.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 20

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Patna, 4. Brief, 8. Säbel, 11. Tara, 12. Teju, 13. Linse, 15. Assam, 16. Nauen, 18. Bambus, 20. Gerda, 22. Tran, 23. Reede, 25. Lohn, 27. Air, 28. Erkel, 30. Erding, 33. Pferd, 34. Star, 36. Signal, 38. Ster, 39. Bozen, 41. Osaki, 43. Tonne, 44. Nora, 45. Tessar, 47. Rebe, 48. Sepia, 50. Trento, 53. Kollo, 54. Met, 55. Illo, 57. Anger, 59. Stil, 60. Karat, 63. Ringer, 65. Arkal, 67. Stiel, 68. Anita, 69. Sète, 70. Gens, 71. Neige, 72. Anker, 73. Temes. – Senkrecht: 1. Palette, 2. Tonband, 3. Atem, 4. Brauer, 5. Rasse, 6. Etagere, 7. Feme, 8. Sund, 9. Bau, 10. Langner, 14. San, 17. Aal, 19. Brigg, 21. Ried, 24. Deflation, 26. Osten, 27. Anina, 29. Kreis, 31. Rhone, 32. Isere, 33. Pas, 34. Store, 35. Arndt, 37. Nobel, 38. Start, 40. Zobel, 42. Kea, 46. Stern, 47. Reimann, 48. Soor, 49. Platten, 51. Natrium, 52. Orleans, 54. Meiler, 56. Oka, 58. Grege, 59. Sen, 61. Alse, 62. Asta, 64. Gast, 66. Kai.

Silbenrätsel. 1. Esprit, 2. Tonalepaß, 3. Zwirnerei, 4. Kirow, 5. Leander, 6. Edinburgh, 7. Rimini, 8. Nemesis, 9. Reederei, 10. Tragkorb, 11. Edelrost, 12. Sereth, 13. Signac, 14. Usus, 15. Statur, 16. Amado, 17. Rundlauf, 18. Aßmannshausen, 19. Adele, 20. Eierstab, 21. Seni, 22. Verne, 23. Traber, 24. Edikt, 25. Lenau, 26. Insuffizienz, 27. Einstein, 28. Scala, 29. Chemie, 30. Etui, 31. Abraxas, 32. Platin, 33. Wetterkarte, 34. Niob. – „So wie die Erde ist, muß die Erde nicht bleiben. Sie anzutreiben forscht, bis ihr wißt!"



Heute ein neues DING MIT PFIFF (32), das Willy Moese für Sie ausgeknobelt hat. Diesmal sind es Begriffe, die unser Zeichner bildlich ausgelegt hat; im vorliegenden Fall geht's um ein kriminelles Delikt. Ein Wort genügt – natürlich muß es das richtige sein – und Sie können zu den drei Gewinnern gehören, die wieder je einen Buchpreis erhalten. Senden Sie Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: „Ding mit Pfiff") bis zum 30. Mai 1964 an Redaktion Zeit im Bild, Dresden A 19, Spenerstraße 21.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher · Verlagsdirektor: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862
VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263

FORSCHUNG UM BURMAS ZWEITAUSENDJÄHRIGE KULTUR:

PHANTASIE AM ZÜGEL

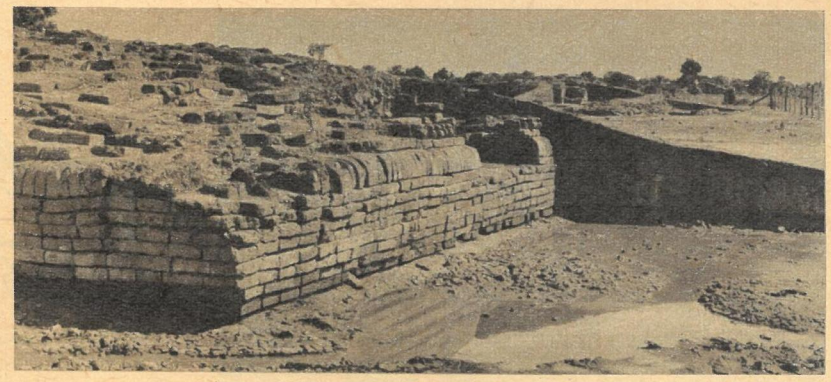
„Wo hatten die Pyu ihre Ansiedlungen? Ist es richtig, wenn alle einschlägigen Geschichtsbücher über Burma mit der Erwähnung der alten Pyu-Metropole Sri Ksetra beginnen?" fragten sich die Verantwortlichen des Archäologischen Departements in Rangun. Herr Myint Aung, der am Deutschen Institut des DDR-Generalkonsulats unsere Sprache lernt, um später seine archäologischen Studien in der DDR fortzusetzen, lud uns ein, Bedanos Vergangenheit kennenzulernen, denn diese Stadt hatte sich in bezug auf ihr Alter als Konkurrenz für Sri Ksetra erwiesen.

Auf holprigen Wegen, die durch den Dschungel führten, gelangten wir zuerst zum „Feld des Ruhms", wie Sri Ksetra in der deutschen Übersetzung heißt, am nächsten Tag kamen wir an unser eigentliches Ziel, Bedano. „Achtzehn Hügel, unter denen sich die Reste von Gebäuden befanden, gruben wir bereits aus. Während in Alt-Prom (Sri Ksetra), Pagan und Pegu religiöse Stätten ans Tageslicht kamen, haben wir hier in Bedano eine gänzlich andere Situation: Alle Ziegelgebäude dienten Wohnzwecken oder waren Begräbnisplätze. Wir fanden weder religiöse Skulpturen noch Örtlichkeiten, wo sie einst gestanden haben könnten." „Woraus schließen Sie aber auf das höhere Alter Bedanos gegenüber Sri Ksetra?" erkundigten wir uns. „Untersuchungen der Radioaktivität in archäologischem Material lassen den Schluß zu, daß Bedano ein Alter von etwa 2000 Jahren haben muß, während Sri Ksetra wahrscheinlich rund 400 bis 500 Jahre jünger ist. Ein anderer Beweis sind die roulettierten Muster auf Töpfen und Urnen. Sie zeigen starke Ähnlichkeit mit Mustern, die im 1. Jahrhundert in Arigamedu, einer Stadt an der Ostküste Südindiens, und in Rom üblich waren. Jeder Burmese kennt die Legende der Prinzessin Panthwar, von der erzählt wird, daß ihr der vierarmige Gott Vischnu die Stadt Bedano erbaut habe. Die Legende verbindet mit spielerischer Großzügigkeit die phantastischen Erlebnisse dieser Prinzessin mit den beiden Städten Sri Ksetra und Bedano. Bei unserer Arbeit liegt die Phantasie am Zügel, doch wir hoffen, daß wir durch detaillierte Untersuchungen den Schleier lüften werden."

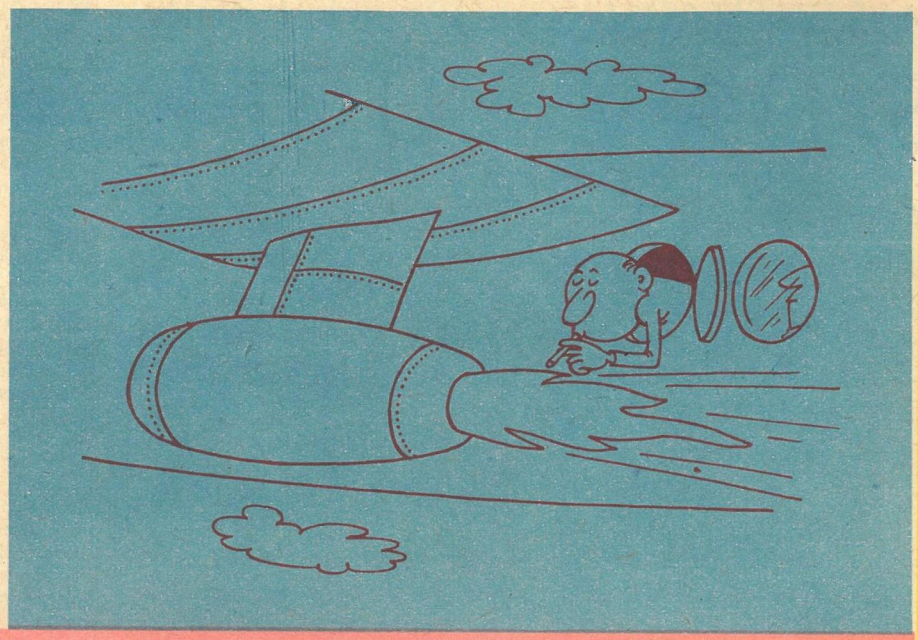
Annemarie Esche

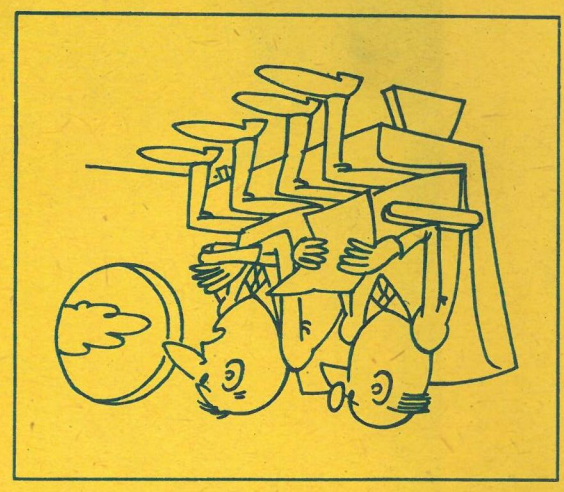
Fotos: Otto Esche

Neben Alt-Prom und Pegu gehört die alte Tempelstadt Pagan zum Ausgangspunkt der geschriebenen Geschichte Burmas. Vor knapp 1000 Jahren gründete hier König Anorata das erste große burmesische Reich. Spätere Herrscher gefielen sich einander am Pagoden- und Tempelbau, ließen riesige Wälder abholzen und vernichteten damit das Wasserreservoir, was gleichbedeutend mit dem Untergang des Reiches war. Aus dieser Zeit stammt ein altes Sprichwort: „Die Pagode ist fertig, das Land aber ruiniert."

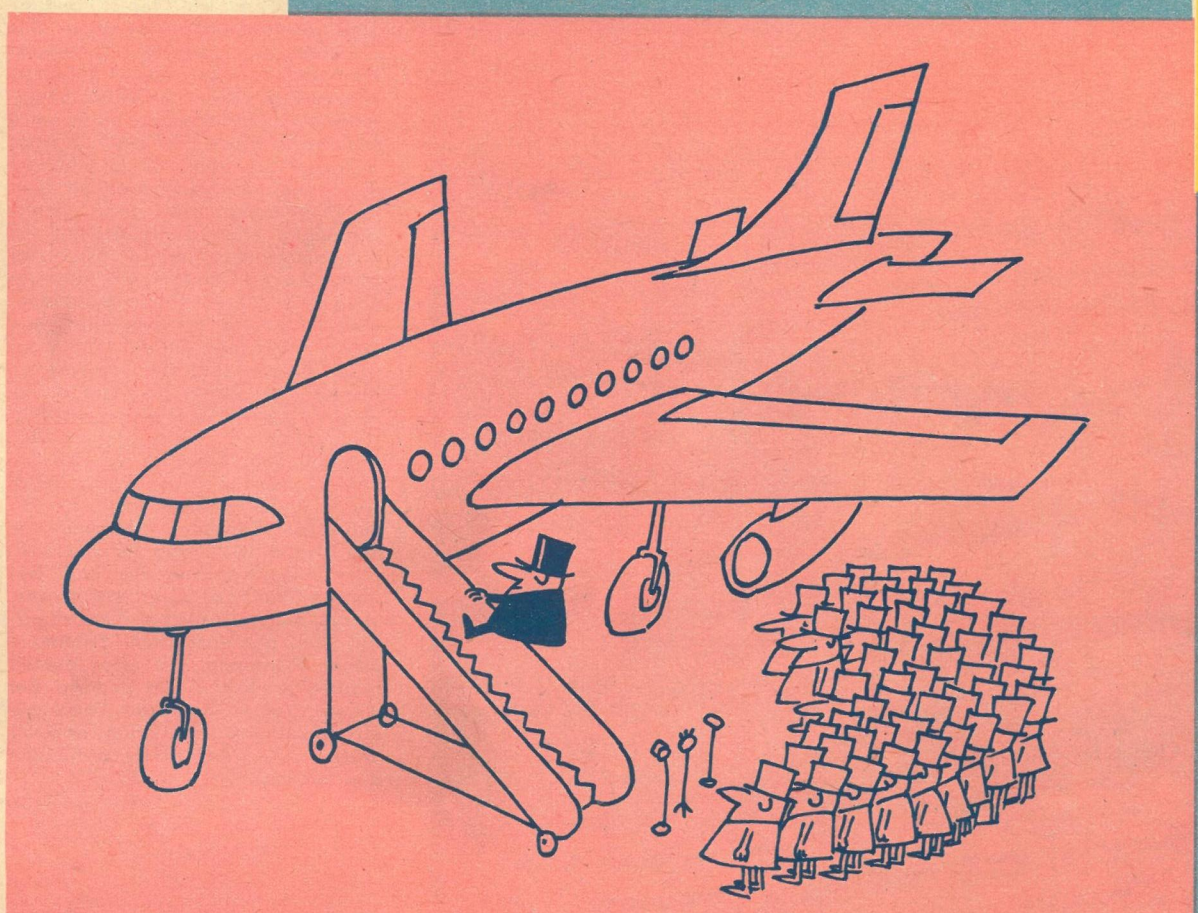


Ausgrabungsstätte Bedano. Die ersten Untersuchungen ergaben, daß der Fundus älter ist als die bisher bekannten Kulturdenkmäler in Pagan, Sri Ksetra und Pegu. Alltägliche Gebrauchsgüter und Urnen wurden aus alten Ziegelbauten, die zu Wohnzwecken dienten oder Begräbnisstätten waren, freigelegt.



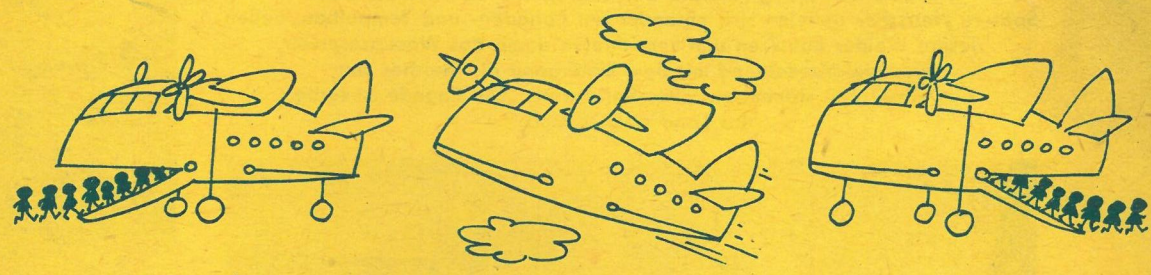


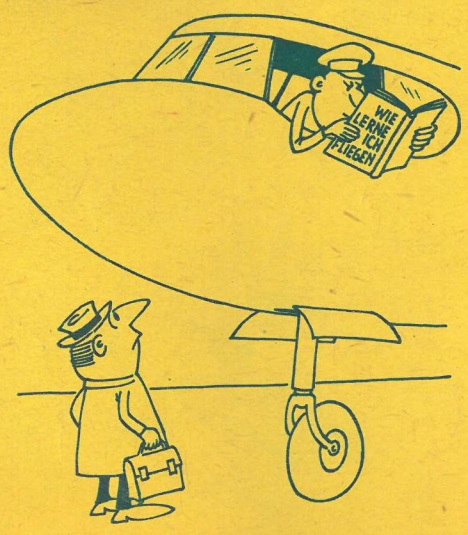
„Nein, vom Flugplatz ist noch nichts zu sehen."

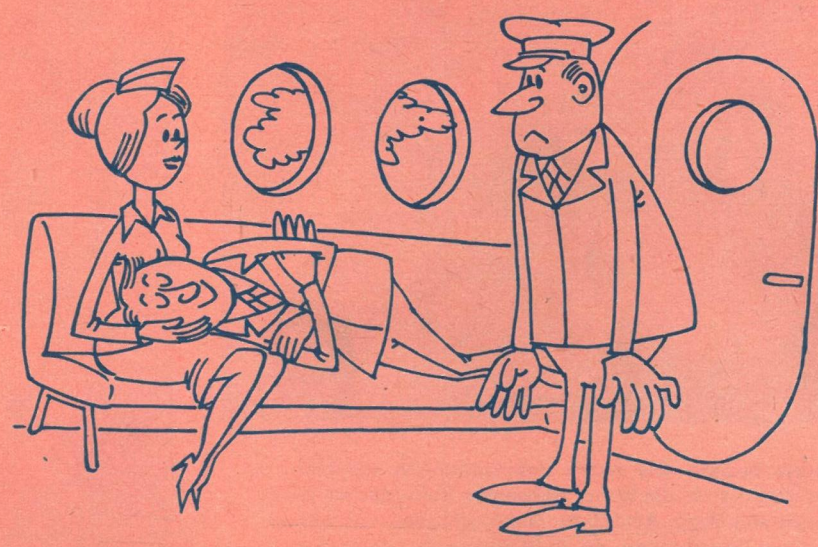


ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

erlebt von Willy Moese







„Der Herr pflegt immer auf dieser Strecke ohnmächtig zu werden."